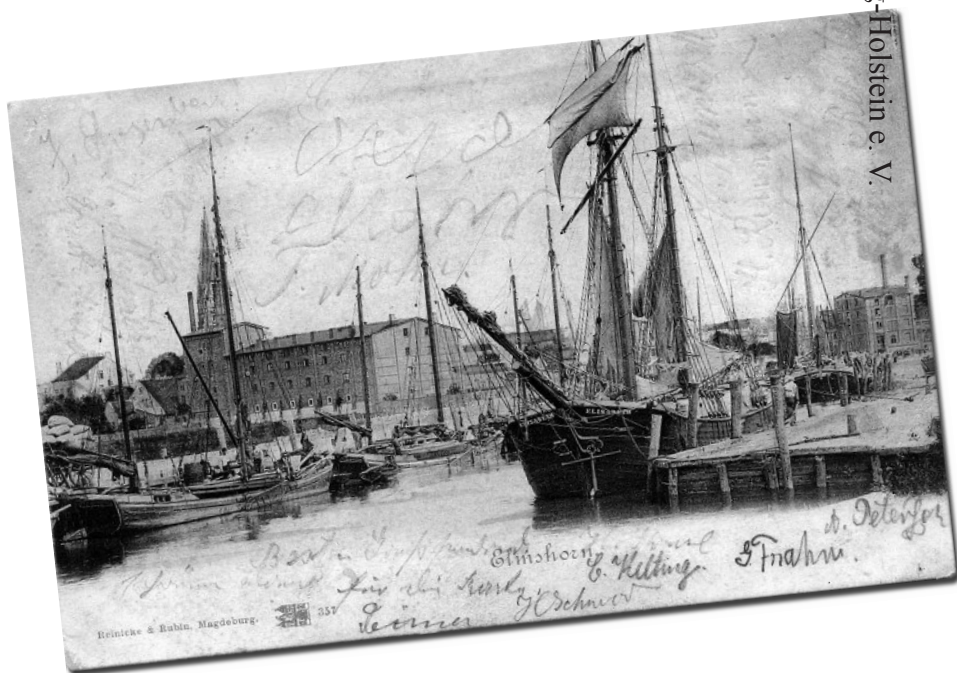


TOP 43

Gesellschaft für Volkskunde



in Schleswig-Holstein e. V.



Berichte der Gesellschaft für Volkskunde
in Schleswig-Holstein

22. Jahrgang

Juni 2012

Gesellschaft für Volkskunde



in Schleswig-Holstein e. V.



TOP ist ein Mitteilungsheft der GVSH und berichtet über die Arbeit von Vorstand, Beirat, Arbeitskreisen und Mitgliedern. Alle mit Namen gezeichneten Beiträge und Anzeigen geben die Meinung der jeweiligen Autoren und nicht die Meinung der Redaktion oder der Gesellschaft wieder. Wir möchten alle, die sich mit volkskundlichen, kultur-, sozial- und alltagsgeschichtlichen Fragen beschäftigen, motivieren, von ihrer Arbeit zu berichten. Beiträge für TOP sind jederzeit willkommen. Auswahl und Kürzung behält sich die Redaktion vor. Manuskripte können in den Dateiformaten .doc oder .rtf eingereicht werden. Bilddateien bitte in den Formaten .jpg oder .tif senden. Die Auflösung von Fotografien und ähnlichen Abbildungen sollte mindestens 300 dpi betragen. Für Strichzeichnungen (z. B. Grundrisse) ist eine Auflösung von 600 dpi erforderlich. Bildvorlagen können aber auch bis zum Format DIN A 4 direkt an die Redaktion geschickt werden. Nach der Bearbeitung werden die Vorlagen zurückgesandt, wenn dies gewünscht wird.

Dateien, CD-ROMs und Bildvorlagen bitte an:

Dr. Nils Hansen, Seminar für Europäische Ethnologie/Volkskunde, Christian-Albrechts-Universität Kiel, Olshausenstraße 40, 24098 Kiel, Tel. 04 31 / 8 80 31 79, Fax. 04 31 / 8 80 17 05, E-Mail hansen@volkskunde.uni-kiel.de

Redaktionsschluss für das nächste Heft ist der **31. Oktober 2012**

Titelbild	Ansichtskarte um 1900, Blick auf den Elmshorner Hafen, siehe S. 41.
TOP 43/2012 Herausgeberin:	Gesellschaft für Volkskunde in Schleswig-Holstein e.V.
Redaktion für dieses Heft:	Dr. Nils Hansen, Claudia Ohlsen M. A., Guntram Turkowski M. A.
Layout:	Renko Buß M. A.
Geschäftsstelle der GVSH:	Nina Jebsen M. A., Dorfplatz 6, 24960 Munkbrarup E-Mail: geschaeftsfuehrung@volkskunde-sh.de
Bankverbindung der GVSH:	Sparkasse Mittelholstein AG Rendsburg
Konto Nr.:	13 796 (BLZ: 214 500 00)

Inhaltsverzeichnis

Aufsätze

Peter Hinrichs

„Unbeschwert, sorgenfrei, aber auch rücksichtslos“.
Zur Atmosphäre des Wacken Open Air
als raumkulturelle Konstituente

4

Eric Hommel

Kiel (Neu-)Meimersdorf.
Wahrnehmung von Urbanität im Verhältnis
zu Gemeinschaft und Freizeit in einem Kieler Stadtteil

16

Berichte und Mitteilungen

Inge Adriansen und Nina Jebsen

Neue Ausstellung im Museum Sønderjylland – Sønderborg Slot

34

Bärbel Böhnke und Julia Schramm

Alles im Fluss - Ausstellungsprojekt
zur aktuellen Stadtentwicklung im Industriemuseum Elmshorn

40

Ulrike Looft-Gaude

„Frauenleben – Lebensmomente“ - Eine neue Ausstellung
im Schleswig-Holsteinischen Freilichtmuseum

43

Thomas Overdick

Leinen los! Zur Erweiterung und Neugestaltung
des Flensburger Schifffahrtsmuseums

54

Guntram Turkowski

„4 wie wir. Die Kinderausstellung“.
Neue Ausstellung im Volkskunde Museum Schleswig

64

Buchbesprechungen

68

„Unbeschwert, sorgenfrei, aber auch rücksichtslos“.

Zur Atmosphäre des Wacken Open Air als raumkulturelle Konstituente

Peter Hinrichs

Der vorliegende Text zum Thema Atmosphäre stammt aus meiner Magisterarbeit über Raumkonstitution und Raumkultur¹. In der Arbeit beschäftigte ich mich mit dem Ort Wacken und dem dort jährlich stattfindenden Wacken Open Air (W.O.A.). Dabei galt es zu erforschen, wie Ort und Festival einen sozialen und kulturellen Raum formen. Dieser Raum wird im Verlauf der Arbeit als *Wacken* bezeichnet. Mit dieser Schreibweise soll der Unterschied zum Ort Wacken verdeutlicht werden. Während nämlich der Ort an seinen kartografisch festgelegten Markierungen endet, kann der Raum als relationale Größe diese Grenzen überschreiten und darüber hinaus begriffen und wahrgenommen werden. Raum definiert sich nicht eindimensional. Gerade bei dem hier untersuchten Phänomen schien es sinnvoll, die subjektiven Zuschreibungen der Festivalbesucher in die Analyse einfließen zu lassen, um damit dem erlebten bzw. gelebten Raum, den Henri Lefebvre als *espace vécu* bezeichnete,² Rechnung zu tragen. Atmosphären sind Teil unserer räumlichen Wahrnehmung und somit auch Teil der Raumkonstitution.



Für ein multivokales Erschließen von Räumen bietet Martina Löws Raumsoziologie³ eine sinnvolle Grundlage, von der aus die verschiedenen Dimensionen eines Raumes miteinander verknüpft werden können. So konnte ich die Ergebnisse meiner Ethnografie konstruktiv in die Raumanalyse integrieren und die atmosphärischen Eigenschaften *Wackens* für

1 Hinrichs 2011. Alle Fotos vom Verfasser.

2 Siehe Lefebvre 2003, S. 33.

3 Löw 2001.

das Gesamtbild berücksichtigen. Für eine Raumanalyse unter kulturwissenschaftlicher Perspektive bieten sich Forschungstechniken aus der Ethnologie an, weil das subjektive Empfinden von Raum und Atmosphäre auf diese Weise am besten nachvollzogen werden kann. So halfen mir Interviews, teilnehmende Beobachtung und Erinnerungsberichte, diese Dimension des untersuchten Raumes zu dokumentieren. Im Folgenden soll es also um Atmosphären und räumliche Wahrnehmung bzw. räumliches Erleben gehen.

Zum Begriff „Atmosphäre“

In den Erinnerungsberichten der Festivalbesucher war häufig von *Atmosphäre*, *Feeling* oder *Spirit* die Rede. Das Festival erschafft offenbar einen Raum mit einer unsichtbaren, aber spürbaren Wirkung auf die Gefühle der Anwesenden. Diese unsichtbare Wirkung lässt sich in Anlehnung an Gernot Böhme als Atmosphäre bezeichnen.⁴

Da es sich bei Atmosphären nicht um etwas objektiv Bestimmbares handelt, ist ihre Wahrnehmung und Interpretation individuell und kann deshalb von Person zu Person variieren. Sie sind „etwas räumlich Ergossenes, fast so etwas wie ein Hauch oder ein Dunst“.⁵ In Bezug auf die Qualität des Atmosphärischen spricht Elisabeth Ströker von gestimmten Räumen:



„Sein Vernehmen ist kein Wahrnehmen, sein Gewahren kein Erkennen, es ist vielmehr ein Ergriffen- und Betroffensein. Der Raum übt zwar seine ›Wirkung‹ aus, er steht aber zum Erleben nicht in einem Kausalverhältnis, sondern er ›teilt sich mit‹, ›spricht an‹“.⁶

4 Siehe Böhme 1995, S. 27 ff.

5 Böhme 1995, S. 27.

6 Ströker 1965, S. 22 f.

Böhme beschreibt in seinen Ausführungen zum Thema Atmosphäre die Möglichkeit ihrer Produktion durch ästhetische Arbeit bzw. Design.

„Design als ästhetische Arbeit, als Produktion von Oberflächen und Formen entscheidet heute darüber mit, in welcher Weise sich der Mensch leiblich erfahren kann und in welcher Weise er sich durch die Strategien der Designer erfahren soll“.⁷

Die Konstruktion von Atmosphären wird also durch Architektur und Design mitbestimmt. Das Produkt dieser Arbeit verdrängt die Realität innerhalb eines Raumes. Nach Böhme „sind Atmosphären ergreifend und von einer unauffälligen Aufdringlichkeit. Es sind Wirklichkeiten, die sich als Realität geben“.⁸ Die Wirkung von Atmosphären ist immer räumlich konnotiert. Sie bildet sich, wie Raum im Sinne Löws, durch die relationale Lage von Subjekten, sozialen Gütern und Objekten.⁹ Böhme konkretisierte die Bedeutung von Atmosphären in Bezug zum Raum. Sie seien Räume,

„insofern sie durch die Anwesenheit von Dingen, von Menschen oder Umgebungs-konstellationen, d.h. durch deren Ekstasen, ›tingiert‹ sind. Sie sind selbst Sphären der Anwesenheit von etwas, ihrer Wirklichkeit im Raum“.¹⁰

Wenn im Folgenden die Atmosphären in Bezug zu Räumen gesetzt werden bzw. sie als Räume verstanden werden, so muss man berücksichtigen, dass sie „flächenlos“



sind. Hermann Schmitz definiert in dieser Hinsicht:

„In flächenlosen Räumen gibt es mangels Fläche keine Punkte, Strecken und dreidimensionalen Gebilde, auch keine umkehrbaren Verbindungsbahnen, an denen Lagen und Abstände gemessen werden könnten, wohl aber dynamisches Volumen mit Bewegungssuggestionen und Richtungen, die nicht umkehrbar sind,

⁷ Böhme 1995, S. 18.

⁸ Böhme 1995, S. 47.

⁹ Siehe Löw 2001, S. 205.

¹⁰ Böhme 1995, S. 33.

sich aber auf den absoluten Ort des spürbaren Leibes beziehen, indem sie von ihm ausgehen oder ihn treffen, wie z.B. die Richtung von Blicken“.¹¹

Wacken als Impression

Den Autoren der Erinnerungsberichte habe ich, nach Abgabe ihrer verschriftlichten Erfahrungen, in einem zweiten Schritt eine Reihe von Fragen vorgelegt. In diesen wurde auch das Thema Atmosphäre angesprochen. Die Aussagen zeichneten hier ein fast einheitlich positives Bild. Es herrscht ein weitgehender Konsens über die starke atmosphärische Wirkung *Wackens*, die häufig als das Abgrenzungsmerkmal gegenüber anderen Festivals herausgestellt wird. Die konkrete Frage lautete: Welche Atmosphäre hat Wacken (das Festival) für dich und warum?

„Sehr familiär, wegen der Verbindung mit dem Dorf. Friedlich, weil alle Metalller ihre Musik und die gute Party genießen wollen. Frei, weil das Gelände und die offene Gestaltung des Festivals (im Vergleich zu anderen) viele Freiheiten bietet, sich sein Wacken so zu gestalten, wie man es mag“ (Erinnerungsbericht Katharina S.).

„Die Atmosphäre ist sehr entspannt. Man konnte sich mit jedem unterhalten oder zusammen einen trinken. Jeder hat sich gefreut, ein Teil dieses Events zu sein, egal ob Dorfbewohner oder Besucher. Man merkt, wie das Wacken die Menschen zusammenbringt“ (Erinnerungsbericht Nils B.).

„So merkwürdig es auch klingt, aber Wacken ist für mich Entspannung pur. Ich mache, was ich will und wann ich es will. Ich hab meine Freunde dabei, sehe gute Bands, höre viel Musik und lerne neue Leute kennen“ (Erinnerungsbericht Tristan I.).

„Es hat auf jeden Fall die Atmosphäre, sich in seiner Haut wohl zu fühlen, auf jegliche Konventionen zu scheißen und einfach mal alle Probleme hinter sich zu lassen. Jedes Mal, wenn ich in Wacken war, habe ich mich nicht geduscht, Haare nicht gewaschen, dreckige Sachen weiter benutzt, ekliges Essen gegessen, also wie ein Steinzeitmensch gelebt. Ansonsten sind die Leute entspannt und oft glücklich, sie sind auch in Feierlaune. Unbeschwert, sorgenfrei, aber auch rücksichtslos“ (Erinnerungsbericht Martin R.).

Bezeichnungen wie „friedlich“, „entspannt“ und „familiär“ dominieren die Antworten. Das zwanglose Verhalten und die damit teils einhergehenden Ausschreitungen

¹¹ Schmitz 2009, S. 75.



werden von den Befragten ebenfalls mit der Atmosphäre in Verbindung gebracht. Dass dabei auch oft an Grenzen gestoßen wird, impliziert die Antwort von Martin R.

In den Aussagen des Samples überwiegen aber die positiven Eindrücke dieses Auslebens. Das zwanglose Verhalten resultiert aus den atmosphärischen Eigenschaften des Raums. Da das Empfinden oder Spüren von Atmosphären einem Wahrnehmungsprozess unterliegt und das dementsprechende Agieren der Subjekte folglich als Reaktion dessen gesehen werden kann, ist von einer Wechselwirkung auszugehen. Diese hält die Atmosphäre im Raum aufrecht.

*„In der Zusammenschau verschiedener Außenwirkungen entstehen, so möchte ich zuspitzen, spezifische Atmosphären, die dann aber, was für Wahrnehmungsprozesse allgemein gilt, aktiv aufgegriffen werden müssen. Atmosphären sind demnach die in der Wahrnehmung realisierte Außenwirkung sozialer Güter und Menschen in ihrer räumlichen (An)Ordnung. Das bedeutet, Atmosphären entstehen durch die Wahrnehmung von Wechselwirkungen zwischen Menschen oder/und aus der Außenwirkung sozialer Güter im Arrangement“.*¹²

¹² Löw 2001, S. 205.

Die Wahrnehmung dieser Wechselwirkungen wird sowohl in den Erinnerungsberichten, als auch in den Interviews beschrieben. Ich möchte hier auf die Wechselwirkung zwischen den Menschen eingehen. Die zahlenden Besucher wollen unterhalten werden, das heißt, dass sie im Zentrum der Aufmerksamkeit der Veranstalter stehen. Diese können für die Produktion einer Atmosphäre durch ästhetische Arbeit eine Vorlage liefern. Die in der Wahrnehmung realisierte Außenwirkung von sozialen Gütern und Menschen obliegt jedoch dem Empfinden des Individuums. Das Gefühl der Gemeinschaft, das bei den Besuchern ausgelöst wird, gründet zum einen auf den Konventionen der Szene, die hier mittels Design und Architektur symbolische und physisch-materielle Umsetzungen finden, zum anderen auf dem Verhalten aller Beteiligten. Das W.O.A. kann als „große Zusammenkunft“ der Szene beschrieben werden, meint Thomas Jensen, einer der beiden Mitinitiatoren des Festivals, und mit eben dieser Einstellung kommen viele Besucher der Veranstaltung. Die Atmosphäre wird bereits vorab über Diskurse bzw. deren Medien propagiert, sei es durch Szenepublikationen oder Kommunikation unter den Fans. Die Konstruktion der Atmosphäre beginnt also bereits vor dem Zeitraum des Festivals. Die Besucher knüpfen daran an und realisieren diese Vorgaben im Raum. Obgleich unter den Besuchergruppen nicht immer Einigkeit herrscht, so gibt es dennoch einen Konsens über die grundlegende Bedeutung des Festivals für die Heavy Metal-Kultur. Das Festival bekommt aufgrund seiner starken Präsenz in den Medien auch eine Repräsentationsfunktion für die Szene zugewiesen, an der die Besuchergruppen, indem sie die „typische“ Atmosphäre von *Wacken* entfalten, mitarbeiten.

Eine Beschreibung, die in Zusammenhang mit der Atmosphäre von *Wacken* genannt wurde, soll hier näher betrachtet werden. Auf meine Frage zur Atmosphäre antwortete Eike P. :

„Es ist fast ein bisschen peinlich, das so zu umschreiben, aber: Urlaub. Man ist aus eigenem Willen dort, man macht das, was man gerne tut, meistens bei gutem bis sehr gutem Wetter, ist mit Freunden unterwegs und bekommt dazu noch Musik, die man zum größten Teil irgendwie mag, um die Ohren gehauen ... und das live. Allerdings war diese lockere und ausgelassene Atmosphäre bei meinem letzten Besuch etwas gespannter, da sich meine Einstellung und das mich umgebende Publikum geändert hatten“ (Erinnerungsbericht Eike P.).

Die Bezeichnung der Atmosphäre *Wackens* als Urlaub ist insofern sehr treffend, als damit Konnotationen wie „entspannt“ gut summiert werden und weil es für viele Besucher tatsächlich bedeutet, dass sie Urlaubstage investieren.

An dieser Stelle ist auch nach der Bedeutung von Authentizität in der Heavy Metal-

Szene zu fragen. Sandra Scherreiks befasste sich mit der Konstruktion von Authentizität in Urlaubs- und Naturparks, wie etwa Centerparks. Dabei beschreibt sie das Bedürfnis der Touristen, ein Gefühl von Authentizität im Urlaub zu verspüren, welches kompensatorisch für den Verlust der individuellen wie gesellschaftlichen Authentizität im Alltag wirkt.¹³ *Wacken* kann als vermeintliches „Metal Mekka“ ebenfalls als kompensatorischer Urlaubsort betrachtet werden. Im Gegensatz zu Festivals, wie beispielsweise „Rock am Ring“, wirkt das W.O.A. bezogen auf die Heavy Metal-Kultur wesentlich authentischer, da es seine Bands ausschließlich aus diesem Genre rekrutiert und seine ganze Inszenierung nur dieser Subkultur gewidmet ist.

An der Konstruktion einer Atmosphäre sind auch die Dorfbewohner beteiligt, die mit ihrer Integration in das W.O.A. das übliche Besucherbild einer genrespezifischen Veranstaltung aufbrechen. Auf die Frage, in welcher Hinsicht sich das Festival von anderen unterscheidet, antwortete J. Vosgerau, ein langjähriger Heavy Metal-Fan, der das W.O.A. seit dem Jahr 2002 mehrmals besucht hat:

„Auf jeden Fall ist die Stimmung, zumindest zu den meisten, entspannter. Die Leute sind einfach geiler drauf. Ich weiß nicht, woran das genau liegt. Vielleicht hat das auch wirklich was mit diesem Wacken-Spirit zu tun. Dass das Dorf halt direkt mitmacht, ist schon ein wichtiger Einfluss, denn das hab ich noch nie bei einem anderen Festival erlebt, dass der ganze Ort da eigentlich am mitfeiern ist und da ihre Stände aufbauen und alles. Vielleicht hilft das auch dazu bei, dass sie da eben ... dieser Generationsunterschied so völlig anders ist und auch aus ganz anderen Szenen, wenn man so will.

Also die Metaller kommen da in dieses Dorf von Bauern und vielleicht ist das, dass die Bauern mit ihrer lockeren Art und überhaupt die Bevölkerung, wie sie die Leute da aufnimmt, dass das einfach schon einen großen Beitrag dazu hat, dass das wirklich so friedlich ist“.

Für die Atmosphäre im Dorf ist maßgeblich die



¹³ Siehe Scherreiks 2005, S. 25.

Einwohnerschaft verantwortlich. Hier trifft die angestammte auf die eingebrachte Kultur, was dem W.O.A. eine Dimension hinzufügt, die andere Festivals, wegen fehlender Anbindung zu den Gemeinden des Veranstaltungsortes, nicht aufweisen können. Man könnte sagen, dass unterschiedliche Menschen auch unterschiedliche Atmosphären entstehen lassen. Da die Dorfbewohner nicht zum eigentlichen Klientel der Heavy Metal-Szene gehören, bringen sie andere Diskurse mit in den Raum des Festivals ein. Dadurch, dass sich ein ganz anderes Klientel in den Raum integriert, können Syntheseprozesse ausgelöst werden, die sonst nicht stattfinden würden. So ergibt sich ein Teil der besonderen Atmosphäre *Wackens* aus den wechselseitigen Beziehungen der Gruppen im Raum und deren Interaktionen.

Musik und Klang

Für die Atmosphäre *Wackens* ist selbstverständlich die Musik und das damit einhergehende auditive Erlebnis ganz entscheidend. Sie kann im Sinne Löws als eine Außenwirkung verstanden werden, die eine Komponente der Atmosphäre ist. Elisabeth Strökers Konzept des gestimmten Raumes fokussiert sogar Ton und Klang als „raumbestimmende Macht“. ¹⁴ Der Ton sei, im Gegensatz zu Farbe und Formen, nicht fest an den Raum gebunden, sondern vermöge auch jenseits seiner Grenzen zu wirken.

„Der Ton ... hat ein von seiner Quelle losgelöstes Dasein, er wird gerade zum Ton erst dadurch, daß er dieser Loslösung fähig ist. In der Musik gelang dieser Sachverhalt vollendet zur Gegebenheit“. ¹⁵

Die Bedeutung, die der Musik von den Besuchern beigemessen wird, variiert, aber sie ist stets Teil der Raumkonstitution. Die Ausrichtung der Bühnen und die damit einhergehenden technischen Einstellungen, die nötig sind, um den Klang bestmöglich zu transportieren, geben außerdem den Rahmen für den Aufbau des Festivalgeländes vor. Den Bühnen kommt für die Entfaltung einer Atmosphäre eine wesentliche Bedeutung zu. Sie sind der Ort für die performative Praxis der Künstler. Sieht man zunächst einmal von der von ihnen dargebotenen Musik ab, so sind auch ihre Performances relevant für das Gefühl vor den Bühnen. Die performative Praxis der Künstler bzw. deren Performances kann mit Aufführungen, wie sie im Theater stattfinden, verglichen werden:

„In ihrem Verlauf wird nicht etwas hergestellt, das nach ihrem Abschluss als materielles Resultat zurückbleiben würde. Sie gehen vielmehr restlos im Prozess des Aufführens auf. Ihre Materialität, d. h. ihre je spezifische Körperlichkeit, Räumlichkeit, Lautlichkeit wird performativ hervorgebracht. Sie entsteht aus dem Zu-

¹⁴ Ströker 1965, S. 28.

¹⁵ Ströker 1965, S. 29.

*sammenspiel der sich im Raum bewegenden, sprechenden oder auch singenden und Objekte manipulierenden Akteure (zu denen zeitweilig auch einzelne oder alle Zuschauer hinzugerechnet werden können) untereinander bzw. mit Objekten im Raum, Lauten und Lichtbewegungen“.*¹⁶

Die Künstler produzieren kulturelle Objektivationen. Nicht nur ihre Musik, sondern auch die Verkörperungen des mit ihr einhergehenden Lebensstils sind ein Muster für das Publikum. Ihre Darbietungen können Aspekte der Szenekonvention beeinflussen bzw. diese zum Ausdruck bringen, da sie als Künstler über die Inhalte der Subkultur mitbestimmen. Die Bedeutung von Musik in der Lebenswelt fassen Lundberg, Malm und Ronström treffend zusammen:

*„The enormous range of forms, styles and genres has made it possible to express fine nuances in the definition of aesthetic and affective values, social situations and status, and various identities. Another important aspect in this context is that the performance of music is an activity that can be charged with many, and perhaps widely differing, types of messages, opinions and meanings at one and the same time“.*¹⁷

Musik nur als Beitrag zu einer Atmosphäre zu verstehen, scheint reduktionistisch zu sein. Speziell in Wacken geht aber alles mit ihr einher, da sie der Grund für die Existenz des Festivals ist. Als Form von Klang ist sie weder sicht- noch greifbar, übt jedoch offensichtlich eine starke Wirkung auf die Menschen aus. Diese Wirkung wird bei einem Festival auf dessen Raum ausgerichtet und zum Thema gemacht. Die Musik findet hier ihre Manifestation in sozialen Gütern und Strukturen. Heavy Metal ist nicht nur ein musikalisches, sondern auch ein kulturelles Genre. Das W.O.A. erfüllt in dieser Hinsicht eine Funktion: Es stellt Kultur her.

*„Museen und Ausstellungen sind also, ebenso wie Festivals und vergleichbare Bühnendarbietungen Repräsentationsformen, die sich als jeweils spezifische Genres historisch konventionalisiert haben. Sie bilden Kultur nicht mimetisch ab, sondern stellen sie in einem genrespezifischen Konstruktionsprozess her“.*¹⁸

Die Musikrichtung Heavy Metal divergiert klanglich stark von anderen Strömungen moderner Popkultur. Die Instrumentierung der Bands besteht meist aus Bass, Schlagzeug, ein bis zwei Gitarren und dem Gesang. In dieser Besetzung spielen und komponieren die Bands ihre Stücke. Bezeichnend für Heavy Metal sind die verzerrten Gitarren und der oftmals gutturale Gesang. Während Musikrichtungen wie beispiels-

¹⁶ Fischer-Lichte 2003, S. 98.

¹⁷ Lundberg et al. 2003, S. 16.

¹⁸ Welz 1996, S. 84 f.

weise Blues einen affektiv beruhigenden Charakter haben, auch wenn die gesungenen Texte dazu oft im Kontrast stehen, so wirkt Heavy Metal genau umgekehrt. Die Lautstärke von Heavy Metal-Konzerten ist in der Regel sehr hoch, um die aggressive Stimmung der Musik zu transportieren. Christa Brüstle beschreibt Klang als performative Prägung von Räumlichkeiten. Demnach ist Klang eine Aktion mit spezifischer Wirkung.¹⁹

*„Die gegenseitige Prägung von Raum und Klang (im Akt des Geschehens) impliziert die Erfahrung bestimmter Eigenschaften eines Raumes, die gewissermaßen als Konstanten und Varianten in die individuelle Empfindung von Räumlichkeit eingehen“.*²⁰

Es entsteht ein *gestimmter Raum*. Nach Ströker ist dieser immer auch Ausdrucksgestalt.²¹ Der Leib zeige sich *„im gestimmten Raum als eine qualitative Ganzheit. Seine Bewegungen vollziehen sich nach ästhetischen Valeurs wie Anmut, Grazie oder Har-*



¹⁹ Siehe Brüstle 2009, S. 113 f.

²⁰ Brüstle 2009, S. 115.

²¹ Siehe Ströker 1965, S. 31.

*monie. Gestimmte Räume durchschreitet man. Oder tanzt in ihnen“.*²²

Klang hat eine affektive und emotionale Dimension, die räumliche Erfahrungen verstärken kann. Zudem können durch Klänge Körperbewegungen ausgelöst oder motiviert werden. Ströker interpretiert den Tanz als Paradigma der Ausdrucksbewegung. Er ist daher die dem gestimmten Raum angemessenste Form der Bewegung.²³ Die authentischste Form, sich in der Heavy Metal-Kultur zur Musik zu bewegen, ist das *Headbängen*. Dies kann ebenso als eine symbolische Handlung betrachtet werden wie das Zeigen der „Devil Horns“. Dabei nicken die Zuhörer zum Rhythmus der Musik mit dem Kopf und schwingen dazu ihre meist langen Haare. Umgangssprachlich kann man sagen, dass *Headbängen* als „cool“ gilt und deshalb eine performative Praxis ist, die das symbolische Kapital der Personen zum Ausdruck bringt. Als solches ist die Musik mitverantwortlich für die Bewegungen im Raum und hat dadurch eine wesentliche Funktion für das Spacing.

Die atmosphärische Wirkung von Heavy Metal-Musik ist im Raum *Wacken* gut zu beobachten. Vor den Bühnen zeigt sich das oft zitierte Gemeinschaftsgefühl. Zur Musik der diversen Bands erheben sich überall die Arme und das *Headbängen* setzt bei vielen Besuchern ein. In den vordersten Reihen wird auch sehr oft *Pogo* getanzt. *Pogo* bezeichnet das Springen und Aneinanderstoßen zur Musik. Dabei gibt es keine festgelegte Schrittreihenfolge. *Pogo* ist eine impulsive Ausdrucksform, die die aggressive Stimmung der Musik direkt übernimmt und in Körperbewegungen umsetzt. Des Weiteren ist das lautstarke Mitsingen von Liedern ebenfalls eine häufige Reaktion der Besucher. Bei den populärsten Bands entsteht dabei oftmals, durch die reine Masse an singenden Menschen, eine Lautstärke, die den Klang von der Bühne übertrifft. Solche kollektiven Handlungen, die alle durch den Klang der Musik initiiert werden, sind Teil der Atmosphäre *Wackens*.

„Die auditiven Eindrücke, die von der Menge bzw. dem Publikum ausgehen, sind auch einzigartig. Laut Erfahrungen anderer Leute und meiner selbst, werden Riffs und Gesangspassagen in Wacken besonders lautstark mitgesungen. Die Band hat eine große Macht und kann mit der großen Meute so ziemlich alles veranstalten“ (Erinnerungsbericht Michael V.).

Es entsteht eine Wechselwirkung zwischen Musikern und Publikum, indem die von den Bands produzierten Klänge von den Zuhörern aufgenommen und auf affektive, emotionale und physisch-materielle Weise (Bewegung des Körpers) umgesetzt werden, wodurch Musiker, Musik und Rezipienten zu einem gemeinsamen Raum synthetisier-

²² Paetzold 1990, S. 29.

²³ Siehe Ströker 1965, S. 41.

ren. Folglich sind die atmosphärischen Eigenschaften im Raum *Wacken* nicht gleich verteilt, da die Interaktion zwischen Künstlern und Publikum in dieser Form nur vor den Bühnen stattfindet. Auf dem Campinggelände bietet sich eine ganz andere Klangkulisse, die aber ebenfalls von Musik dominiert ist. Neben lauten Unterhaltungen hört man stets Musik aus mitgebrachten Radios oder Musikanlagen, die die Lieblingsmusik der jeweiligen Besucher über die Wiesen schallen lassen. Hier wirkt die Musik auch wieder verstärkt als Distinktionsmittel. Da die Besucher meist in Gruppen zum Festival anreisen und sich entsprechend auch als Gruppe auf den Campingplätzen einrichten, signalisieren die Klänge bestimmter Genres und Subgenres Zugehörigkeiten. So wird beispielsweise die Musik der Band „Böhse Onkelz“ wegen der Vergangenheit der Band oft mit einem rechten Klientel in Verbindung gebracht. Die Gruppen, die solche Musik in ihren Campingbereichen spielen, werden daher möglicherweise von anderen gemieden oder mit Skepsis betrachtet. Andererseits kann die Musikwahl in den Camps auch zu Solidarisierungen führen. Wenn Personen einen musikalischen Geschmack teilen bzw. Fans derselben Band sind, ergeben sich daraus schnell Sympathien und erste Gespräche. Hier zeigen sich sehr deutlich die inkludierenden und exkludierenden Eigenschaften von Musik.

Literatur

- Böhme, Gernot (1995), *Atmosphäre. Essays zur neuen Ästhetik*. Frankfurt/M.
- Brüstle, Christa (2009), Klang als performative Prägung von Räumlichkeiten. In: Moritz Csáky, Christoph Leitgeb (Hg.), *Kommunikation – Gedächtnis – Raum. Kulturwissenschaften nach dem „Spatial Turn“*. Bielefeld, S. 113-129.
- Fischer-Lichte, Erika (2003), Theater als Modell für eine Ästhetik des Performativen. In: Jens Kertscher, Dieter Mersch (Hg.), *Performativität und Praxis*. München, S. 97-111.
- Hinrichs, Peter (2011), *Wacken. Ein Dorf wird Metropole und Marke (= Praxis und Kultur, Bd. 1)*. Göttingen.
- Lefebvre, Henri (2003), *The production of space*. Malden, MA.
- Löw, Martina (2001), *Raumsoziologie*. Frankfurt am Main.
- Lundberg, Dan et al. (2003), *Music, Media, Multiculture*. Stockholm.
- Paetzold, Heinz (1990), *Ästhetik der neuen Moderne. Sinnlichkeit und Reflexion in der konzeptionellen Kunst der Gegenwart*. Stuttgart.
- Scherreiks, Sandra (2005), *Grüne Hölle oder schillerndes Paradies? Zur Geschichte und kulturellen Bedeutung von Erlebnisparks in Deutschland (Kieler Studien zur Volkskunde und Kulturgeschichte, Bd.4)*. Münster u.a.
- Schmitz, Hermann (2009), *Kurze Einführung in die Neue Phänomenologie*. Freiburg, München.
- Ströker, Elisabeth (1965), *Philosophische Untersuchungen zum Raum*. Frankfurt am Main.
- Welz, Gisela (1996), *Inszenierungen kultureller Vielfalt. Frankfurt am Main und New York City (zeithorizonte, Bd. 5)*. Berlin.

Kiel (Neu-)Meimersdorf. Wahrnehmung von Urbanität im Verhältnis zu Gemeinschaft und Freizeit in einem Kieler Stadtteil

Eric Hommel

Im Bundesland Schleswig-Holstein spielt die Zentralität von Städten eine wesentliche Rolle. Städte wie Lübeck, Heide, Husum, Flensburg, Neumünster und Kiel¹ sind ein Anziehungspunkt für viele Menschen. Sie bieten Arbeitsplätze, kulturelles Angebot und weitere Dienstleistungen. Durch die Angebote werden Städte, nicht nur in Schleswig-Holstein, immer wichtiger für Regionen. Was aber ist eine Stadt eigentlich?

Um dieser Frage nachzugehen, erscheint es als sinnvoll, sich in Nachbardisziplinen umzuschauen. Soziologie und Geografie haben versucht, das Konstrukt Stadt in eine Definition zu pressen. Aber bei diesen Versuchen wurde festgestellt, dass Stadt sich nicht einfach definieren lässt. Klar ist nur, dass Stadt in der heutigen Zeit nicht als fester Raum mit einer Stadtmauer und einem Stadtrecht verstanden werden darf. Durch die Ausbreitung der Stadt ins Umland können auch ländliche Regionen städtisch geprägt werden. Die sogenannte Urbanisierung hat zu einem Transformationsprozess geführt, der das Leben der Menschen in der Stadt und in stadtnahen Gebieten maßgeblich beeinflusst.² Daher steht städtisches Leben auch im Fokus von kulturwissenschaftlichen Untersuchungen.

Eine solche Untersuchung führte ich im Rahmen meiner Magisterarbeit am Seminar für Europäische Ethnologie/Volkskunde der Christian-Albrechts-Universität zu Kiel durch. In dieser Arbeit befasste ich mich mit dem Kieler Stadtteil (Neu-)Meimersdorf. Im Februar und März 2011 führte ich 18 themenzentrierte Interviews mit Bewohnern von Meimersdorf und Neumeimersdorf. Das Untersuchungsgebiet stellt eine Besonderheit dar, da Meimersdorf ein Angerdorf ist, welches 1970 zur Landeshauptstadt Kiel eingemeindet wurde. Abbildung 1 zeigt den Dorfanger aus östlicher Richtung. Rings um den Anger stehen Bauernhöfe, die zum Teil noch als solche fungieren. Seit ca. 12 Jahren wird das Dorf von einem von der Stadt geplanten Neubaugebiet namens Neumeimersdorf umschlossen. Hier zeigt sich der angesprochene Transformationsprozess bereits im städtebaulichen Sinne. In der Magisterarbeit wurde der Frage nachgegangen, ob bei diesem Transformationsprozess urbanes Leben in (Neu-)Meimersdorf wahrgenommen wird und wie es sich gegebenenfalls im Alltag

¹ Die genannten Städte stehen stellvertretend für andere, selbstverständlich wäre die Liste noch erweiterbar.

² Vgl. Niedermüller 1998, S. 280.

der Personen manifestiert. Um darauf fundierte Antworten finden zu können, war es wichtig, auch den gemeinschaftlichen Umgang untereinander und das Freizeitverhalten der Menschen vor Ort zu betrachten. Denn aus den beiden Themenkomplexen lassen sich stadtteilinterne Inklusions- und Exklusionsmechanismen sowie die Angebotswahrnehmung aus der Stadt Kiel ableiten. Hierbei interessierten mich insbesondere die Angebote aus dem Freizeitbereich – u. a. also Theater, Kneipen, Discos, Kieler Woche. Zur Annäherung an die Thematik wird zunächst die Situation der Gemeinschaft kurz skizziert. Darauf aufbauend werden Fragen bzw. Thesen formuliert und anhand der Aussagen der Interviewpartner näher untersucht. Beginnen werde ich mit den Äußerungen über die Gemeinschaften. Dann werde ich überleiten zu den Freizeitaktivitäten.

Gelebte Gemeinschaft

Bei der Frage nach der Gemeinschaft geht es darum zu erfahren, ob und wie die Gemeinschaft gelebt und wahrgenommen wird. Einen einheitlichen Begriff der Gemeinschaft zu formulieren, scheint schwierig, aber es ist möglich, die verschiedenen Formen von Gemeinschaft an den jeweiligen Erscheinungsformen aufzuzeigen. Das gelingt, weil nach dem Soziologen Hartmut Rosa Gemeinschaft „ein Konzept [ist; E.H.], das bis in alltägliche Erfahrungslagen hinein anschlussfähig wird und sich als gesellschaftliches Deutungsschema fest in der Alltagssemantik verankert“.³ Daher gilt es zu erfahren, ob sich in (Neu-) Meimersdorf gemeinschaftliches Denken, im Sinne Rosas, entwickelt hat oder der Gemeinschaftsgedanke im Neubaugebiet anderen Regeln folgt als im alten Dorf Meimersdorf. Das gemeinschaftliche Leben lässt Aussagen über die Sozialisation der Bewohner zu und beschreibt darüber



Abb. 1: Dorfanger von Meimersdorf. Quelle: <http://www.corrinna-behrens.de/ortsfotos/meimersdorf.htm> (aufgerufen am 29.06.2012).

³ Rosa u.a. 2010, S. 31.

hinaus ein Bild von Lebensphasen der jeweiligen Interviewpartner.

Zur Sozialisation gehört der Aspekt der Kontaktaufnahme. Durch die besondere Situation zwischen dem Neubaugebiet und dem alten Dorf entstehen Voraussetzungen, die vielleicht eine speziellere Art der Kontaktaufnahme vermuten lassen. Als Beispiel dafür könnten die Schulen und Kindergärten genannt werden. Denn in den Betreuungseinrichtungen der Kinder lernen sich auch die Eltern durch gemeinsame Unternehmungen oder Ähnliches kennen. Es ergeben sich „Kennlernschnittstellen“, die für die Eltern von Bedeutung sein können.

Bezogen auf die Ausgangssituation ist Meimersdorf ein altes Angerdorf, das 1970 zu Kiel eingemeindet wurde. Das Dorf wird aber bereits 1392 erstmals urkundlich erwähnt, als es mit seinen Ländereien an das Zisterzienser-Nonnenkloster Itzehoe verkauft wurde. Meimersdorf kann also auf eine lange Geschichte zurückblicken. Ein Dorf sei, nach der Volkskundlerin Marion Kothe, gekennzeichnet durch Überschaubarkeit, Gemeinschaft und Idylle im ländlichen Raum.⁴ Damit formuliert sie charakteristische Zuschreibungen, aber ich möchte an dieser Stelle noch die Tradition hinzufügen. Die Tradition soll hier im Sinne der Beständigkeit verstanden werden und aufzeigen, dass die gemeinschaftlichen Strukturen in Meimersdorf schon sehr lange vorhanden sind. Das zeigt auch die Aussage eines Meimersdorfer Interviewpartners:

„Ja wie gesagt, warum ich hier bin. Ich bin schon immer hier gewesen. Ich bin hier geboren und werd hier auch irgendwann sterben, wie das so schön heißt. Alt eingesessene Familie.“

Die Aussage zeigt die traditionelle Verbundenheit zum alten Dorf und die Sesshaftigkeit. Die Strukturen sind gewachsen durch gemeinsame Lebenswege wie Schule oder Arbeitsplätze. Die Landwirtschaft ist in Meimersdorf noch vorhanden und stellt einen wichtigen Bezugspunkt für das gemeinschaftliche Leben dar. So sagte mir ein Landwirt:

„Wir haben ne alte Dorfgemeinschaft hier, die auf Bauern und drum herum so’n bisschen ist. Das ist also alles die schon lange dabei sind im Grunde ja über, ja Landjugend sach ich einfach mal. Früher, die alle so, die zwischen 50 und 70 sind. Das ist einfach so und die haben eigentlich, ne, da haben wir uns, haben wir eigentlich ne sehr gute Gemeinschaft. Aber da tun sich natürlich Neubürger auch immer schwer, da mit rein zu kommen.“

Die Neubürger sind die Personen aus dem Neubaugebiet, die sich eventuell am Dorfleben beteiligen möchten. Interessant ist, dass die Dorfgemeinschaft von den befragten Personen als gut dargestellt wird. Die Exklusion der Neubürger wird zwar

⁴ Vgl. Kothe 1995, S. 15.

wahrgenommen, aber es erfolgt (noch) kein Umdenken in Bezug auf die Gemeinschaft. Das zeigt auch diese Aussage des Landwirts:

„Wir lassen ja auch, gerade wenn man das bei der Feuerwehr sieht, wenn da Neue aus dem Neubaugebiet Mitglied werden wollen, dann wird das gar nicht so akzeptiert, dass die da mit ... Ja wenn da Neue zukommen, wie gesagt, die müssen sich ihren Platz erst verdienen denn (lacht).“

Diese Einstellung der Dorfbewohner wird auch von einer Bewohnerin beschrieben, die im Jahr 1960 nach Meimersdorf gezogen ist. Sie beschreibt, dass sie mit ihrem Mann in die Feuerwehr eingetreten und dann zum Feuerwehrball gegangen ist, um sich in die Gemeinschaft zu integrieren. Dazu schildert sie weiter:

„Also wenn wir da auch waren, dass mal einer von den Bauern mich aufforderte zum Tanzen oder was, wie sich das gehört, wie wir das so kennen, nix nix, die hatten auch ihren festen Tisch und wehe da versuchte einer sich mit ran zu setzen.“

Die Äußerungen zeigen, dass eine Struktur des „Hineingeboren-Seins“ vorzufinden ist. Die Personen waren schon immer da und wollen auch nicht weg. Die Verbindlichkeiten des Dorflebens werden dabei berücksichtigt und bewusst wahrgenommen. Diese historisch gewachsenen Verbindlichkeiten wirken sich im Alltag und auf das Verhalten der interviewten Personen aus. Durch Vereinsaktivitäten wird die verbindende Gemeinschaft institutionalisiert und zugleich ein noch stärkeres Gemeinschaftsgefühl erzeugt. Das bestätigt die Aussage dieses Dorfbewohners:

„Das ist auch so mit der Feuerwehr. Das sind, äh, die meisten Altmeimersdorfer, äh, alte Neumeimersdorfer [Personen vom jetzigen Kieler Weg; E.H.] und auch Zugezogene, also die jetzt hier nach Altmeimersdorf gezogen sind und wo wir denn aber auch gesagt haben: Du, also wenn du hier wat willst, wenn du hier irgendwie ein Bein an Land kriegen willst oder so, dann musste in die Feuerwehr, das ist nun mal [so; E.H.].“

Die Institution Feuerwehr ist ein fester Bestandteil in Meimersdorf und wird von den Neubürgern erkannt und als Integrationsmöglichkeit genutzt. Das wiederum wird auch von den älteren Bürgern in Meimersdorf erwartet. Neben der Feuerwehr als wichtigem Verein spielt auch die Gestaltung von Festen und Feiern auf familiärer und freundschaftlicher Ebene eine wesentliche Rolle bei der Aushandlung von Gemeinschaftsstrukturen. So werden zum Beispiel die Geburtstage der Meimersdorfer gemeinsam gefeiert, wie ein Dorfbewohner schildert:

„Und denn sind da ja die Geburtstage der Meimersdorfer. Es wird nicht eingeladen, sie kommen, man geht. Geht man abends hin, es sei denn, der Gastgeber kann nicht und sagt ab, aber man lädt nicht ein. Und insofern, wenn man 20 Leute zum

Geburtstag hat, dann geht man ja auch 20mal im Jahr zum Geburtstag. Das ist ja in der Regel dann so, ne. Und dann wird mal Grillabend gemacht, da laden wir uns auch immer ein außen Dorf, immer cliquenweise, oder wenn wir uns lange nicht gesehen haben, dann wird das mal Zeit, muss ich mal wieder einladen. Das ist schön, das ist ganz locker. Aber es spielt sich immer innerhalb dieser Gruppen ab, ne, in der Gruppe letztendlich und die Neuen nachher machen ihre eigenen Gesellschaften.“

Die hier beschriebene Tradition lässt sich sicher nicht nur in Meimersdorf beobachten, aber sie zeigt, wie gefestigt die gemeinschaftlichen Strukturen sind und was dafür getan wird, dass der Zusammenhalt der Gemeinschaft fortbesteht. Dennoch zeigen sich Änderungstendenzen bei den Gemeinschaften. Die Tendenzen ergeben sich durch die Bekanntschaften der Kinder zwischen den Neubürgern und den Personen aus dem alten Dorf.

„Die Kinder haben da sowieso gar keine Probleme mit. Die sind in der Schulzeit schon zusammen zur Schule gegangen und gehen nach wie vor noch zusammen zur Schule und für die sind das die Kumpels, die eben jetzt da im Neubaugebiet wohnen und für die gehören die genauso zu Meimersdorf, wie das früher hier eben als kleines Dorf war.“

Die Aussage des Meimersdorfers zeigt auf, welche Veränderungstendenzen sich ergeben können. Die „Grenze“ zwischen dem Angerdorf und dem Neubaugebiet ist für die Kinder nicht existent und das wird dann auch von den Eltern akzeptiert. Durch die Bekanntschaften der Kinder ergeben sich zusätzlich Kontakte zwischen den Eltern. Diese Art der Kontakte wird auch erwartet und gesucht, gerade wenn die Erziehungsberechtigten Elternzeit haben und zu Hause sind. So schildert eine 35-jährige Mutter ihre Erwartungen folgendermaßen:

„Aber ich denke auch, wenn nächstes Jahr der Lütte in 'n Kindergarten kommt, dass man sich da auch zwangsläufig mit vielen Müttern denn zusammentrifft und kennenlernt, wenn man sich öfter sieht, dass man dann vielleicht auch ein paar Worte miteinander wechselt. Außerdem, ich warte, dass es jetzt Frühjahr wird, wo man anfängt, wieder im Garten bisschen rumzubasteln, Häuschen zu bauen. Da sieht man ja auch die Nachbarn immer mit die Kinder vorne an die Straße, in die nächsten Reihenhäuser sind ja auch fast alle ja Kindies und die kommen ja auch alle nach draußen und da gibts ja so die Bobbycar-Gang so [lacht] und da sind immer so fünf sechs Zwerge, die mit dem Bobbycar durch die Gegend fahren, dann werd ich [mein Kind; E.H.] hier mal dazu hinbringen, dass er die kennenlernt und dann denk ich auch, wenn ich danebensteh, dass ich da auch mit der einen oder

anderen Mutter in Kontakt kommen werde.“

Ein weiterer Aspekt der Gemeinschaft eines Dorfes zeigt sich in den nachbarschaftlichen Beziehungen. Die gemeinsamen Aktivitäten der Gartenstadt Meimersdorf, welche zum alten Teil von Meimersdorf gehört (siehe Abb. 2), sind dafür exemplarisch.

Zu diesen Aktivitäten zählt zum Beispiel ein gemeinsames Fest unter den Anwohnern der Gartenstadt. Die Aktivitäten finden meist in der Nachbarschaft statt, um sich gegenseitig bekannt zu machen und die sozialen Kontakte zu eröffnen. Die Öffnung zu den Nachbarn geschieht bei den Interviewpartnern bewusst. Der bewusste Schritt aus der Anonymität heraus macht deutlich, dass der Umzug in das Neubaugebiet einen Umbruch zum Stadtleben bedeutet. Das urbane Stadtleben ist charakterisiert durch einen individuellen, anonymen Lebensstil und wird beim Neubau hinter sich gelassen. Die Gemeinschaft wird gesucht und angestrebt. Ein baulicher Aspekt, der gegen die Anonymität spricht, ist die Enge der Grundstücksflächen. Die Flächen sind direkt aneinander angeschlossen und dadurch ist die Abgrenzung zum Nachbarn in den Anfangsjahren relativ schwierig.

Durch die enge Lage der Grundstücke sind die Nachbarn teilweise aufeinander angewiesen. Die Privatheit wird ihnen nur durch ihr Eigenheim und den inneren Wohnbereich garantiert. Neben dem Wunsch nach einer Gemeinschaft wird in der Gartenstadt ein weiterer Aspekt deutlich. Die Gemeinschaft basiert auf gleichen Lebensabschnitten und -vorstellungen, die am gleichen Ort, im Neubaugebiet, gebündelt werden. Damit ist gemeint, dass die Personen, die in die Gartenstadt gezogen sind, alle neu gebaut haben und sich

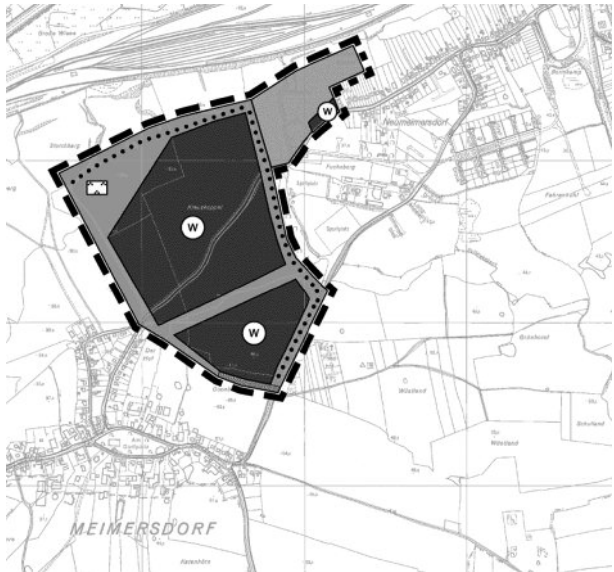


Abb. 2: Die dunkelgrau markierte Fläche zeigt die Ausdehnung des Neubaugebiets der Gartenstadt Meimersdorf. Die Gartenstadt liegt zwischen dem Angerdorf und dem anderen Neubaugebiet. Quelle: Flächennutzungsplan der Stadt Kiel. http://www.kiel.de/leben/bauen/bauleitplanung/f_plan/_dokumente_fplan/3FPAendM.pdf (aufgerufen am 29.06.2012).

mit der neuen Situation arrangieren müssen.

Diese Form der neuen Gemeinschaften lässt sich auch im Neubaugebiet in Neu-meimersdorf wiederfinden. Dass Gemeinschaften aus Traditionen heraus entstehen und historisch gewachsene Strukturen aufweisen können, habe ich versucht, am Beispiel von Meimersdorf, darzustellen. Dieser traditionellen Vorstellung von Gemeinschaft steht eine Liberalisierung gegenüber, die das Individuum von Idealvorstellungen und Normen befreit.⁵ Durch die Befreiung von „alten“ Normen einer Gemeinschaft und den Verlust des gemeinschaftlichen Gefüges, steigert sich die Liberalisierung zu einer Individualisierung des Individuums. Neue Gemeinschaften werden, so Hitzer u.a., durch ähnliche Lebensstile, Lebensphasen und konsumorientierte Handlungsweisen erzeugt.⁶ Ebenso entscheidend seien, nach Rosa, neue soziale Räume, die durch Neubauten oder Medien entstehen.⁷ Das zeigt auch eine Aussage einer Bewohnerin aus dem Neubaugebiet:

„Also natürlich hat man hier Kontakt zu den in der Straße. Man hat gemeinsam gebaut, äh, es ist nett, äh, ich glaube, äh, man hat zu einigen eher Kontakt als zu anderen. Was auch ganz angenehm ist. Ja, und es war eben einfach, hier ist es so, hier sind in der Regel alles junge Familien, es fangen alle neu an, es ist, es hat keiner so dieses Gewohnheitsrecht, ne, sondern es sind, alle starten hier neu und das ist das Schöne so.“

Hier wird bestätigt, was der Soziologe Hartmut Rosa angenommen hat. Der Neubau signalisiert einen Neuanfang und eröffnet Möglichkeiten für die Kontaktaufnahme zwischen den Nachbarn. Neben dem Neubau sind auch die sozialen Kontakte durch die Kinder zustande gekommen:

„Das war auch so am Anfang, als die Kinder noch deutlich kleiner waren, also wenn man die wirklich hat noch nicht draußen allein spielen lassen können, dann haben wir alle an der Straße gestanden, ne. Da hatte man natürlich ganz engen Kontakt, weil im Prinzip bei so nem Wetter [Sonnenschein, 10 Grad; E.H.] stand man draußen. Entweder stand man auf der Straße, weil sie da mit'm Bobbycar lang gefahren sind oder Roller oder so, oder man stand hier, weil sie im Garten im Sandkasten gespielt haben. Also da hatten wir schon viel Kontakt, weil wir automatisch draußen sein mussten.“

Die Kinder geben den Eltern einen Grund dafür, sich zusammen auf der Straße zu treffen und ins Gespräch zu kommen. Der öffentliche Raum hat im Neubaugebiet den

⁵ Vgl. Liebl/Nicolai 2008, S. 251.

⁶ Vgl. Hitzer u.a. 2008, S. 10f.

⁷ Vgl. Rosa u.a. 2010.

Vorteil, dass er auch zum Spielen benutzt werden kann. In der Kieler Innenstadt auf dem Gehweg wäre das sicher so nicht möglich gewesen. Dadurch wird der öffentliche Raum der Straße zum sozialen Raum, in dem Kinder spielen und die Mütter bzw. Eltern sich austauschen über den Neubau und andere Aktivitäten. Neben dem öffentlichen Raum spielen auch die Vereine, in denen die Kinder aktiv sind, für die Kontakte der Eltern eine wichtige Rolle.

„Nee, aber es [ist; E.H.] aber auch so viel über Sportverein teilweise, ähm, Schule ganz viel. Kindergarten, äh, Feuerwehr ‘n bisschen. Ja also die Kontakte hat man hier eigentlich schnell rundherum. Einfach durch die Kinder kommt auch der Kontakt unter den Eltern. Dass sich da dann auch zum Teil so, sag ich mal, engere Bekanntschaften dann die sich raus kristallisieren.“

Diese Aussage eines Bewohners aus Neumeimersdorf zeigt die Vielschichtigkeit der Kontaktebenen. Dazu zählen hier der Sportverein, die Schule, der Kindergarten und die Feuerwehr. Durch die Aktivitäten der Kinder in diesen Vereinen müssen sich auch die Eltern engagieren und arrangieren. Das bedeutet, dass die Eltern Fahrdienste zu Punktspielen leisten müssen und auch bei Heimspielen zusammen sich das Match anschauen gehen und dabei in Kontakt treten. Die Kontaktaufnahme erfolgt also sukzessive und baut auf verschiedenen Aktivitäten und Veranstaltungen auf. Die Neubürger im Neubaugebiet erkennen den Vorteil der Kontakte durch die Kinder. Eine Frau äußerte zudem:

„[...] ja da kennt man, wie gesagt, auch hauptsächlich die Leute, die auch Kinder in dem Alter haben, auch durch den Sportverein, meine Tochter spielt Fußball hier bei Rot-Schwarz. Mein Sohn früher auch und, ähm, da hat man natürlich allein da schon einige Kontakte. Ähm, sonst ist es eher so, dass jeder so ‘n bisschen für sich ist, denk ich mal, ne. Also wenn man da jetzt neu dazukommt, vielleicht keine Kinder hat als Bindungsglied, muss man sich schon sehr bemühen, denk ich mal, auf die Nachbarn zuzugehn.“

Ohne die Kinder wird die Kontaktaufnahme als schwieriger eingeschätzt. Hinzu kommt, dass Personen ohne Kinder nicht in den Wahrnehmungskreis der Personen mit Kindern geraten, da es keine Kontaktmöglichkeiten wie Kindergarten oder Schule gibt. Hier wäre anfangs nur der Kontakt über die Nachbarn möglich. Im Neubaugebiet zeigt sich eine Gemeinschaft, die sich über die Kinder und die Nachbarschaften definiert. Einige Interviewpartner aus dem Neubaugebiet kamen aber auch auf das gemeinschaftliche Verhältnis zwischen dem Neubaugebiet und dem alten Dorf zu sprechen. Dabei war interessant, dass selbst die Familien mit Kindern es als schwierig erachteten, Kontakte in Meimersdorf zu knüpfen:

„Und die Meimersdorfer hatten auch, äh, die wollten auch für sich bleiben da auff'n Dorf. Die alten Bauern, das ist ja immer so schwierig, die lassen ja auch selbst die, da schon 20 Jahre wohnen, sind Zugezogene, weil sie keine Bauern sind. Manche sind so, nicht alle sicherlich aber ... na unsre Kinder, sind da in den Kindergarten gegangen und dadurch kenn ich dann schon 'n paar Meimersdorfer Mütter, aber es ist nie so, dass man da so richtig aufgenommen wurde.“

Dass dieser Kontakt mit Meimersdorf nicht zu eng wird, ist nicht für alle Neubürger schlimm oder schlecht gewesen. Die Vorstellung von einer sozial engen Gemeinschaft ist für eine Person, die in der Stadt aufgewachsen ist, nicht vorstellbar und verursacht Ängste. Aus diesen Gründen suchen die Interviewpartner eher die Mischung aus Gemeinschaft und Individualität:

„Ähm, ein Grund, weswegen ich nicht gerne auf ein Dorf wollte, war so dieser soziale Gruppenzwang. Also dieses sich an irgendwelchen Dorffesten beteiligen zu müssen, weil man da wohnt und sonst gehört man irgendwie nicht mehr dazu und wird geächtet von den andern und, ähm, ich hab das hier als sehr positiv empfunden. Als wir hierher gezogen sind, kamen die vom Kommunalverein an und hatten für jeden ne Pflanze und haben gesagt, Mensch, schön dass ihr herzieht, es war aber immer so, dass man die Wahl hatte.“

Die Wahl zu haben sich an gemeinschaftlichen Aktivitäten zu beteiligen, ist bei den neuen Gesellschaftsformen typisch, so der Soziologe Winfried Gebhardt.⁸ Die Wahl zwischen Gemeinschaft und Individualität bringt den befragten Personen vor Ort einen lebensweltlichen Mehrwert, den sie zu schätzen wissen. Das spiegelt die Aussage dieser Neumeimersdorferin wider:

„Aber trotzdem sind wir von allen [Nachbarn und Meimersdorfern; E.H.] hier wirklich total nett aufgenommen worden. Und immer mit dem Angebot, ihr könnt bei uns mitmachen, aber das war wirklich nur 'n Angebot, das war jetzt nicht so zwanghaft und die machen viel hier im Dorf, im alten Dorf und das ist, ähm, ja insofern, dass man, ich weiß gar nicht, ob ich im alten Dorf selbst wohnen wollte. Also man hat hier doch noch so 'n bisschen Abstand wieder zu den [Meimersdorfern; E.H.] allen. Also ich würde sagen, es ist total gut. Also wir haben zu den Leuten, die hier gleichzeitig mit uns gebaut haben, eigentlich 'n sehr guten Kontakt. Die hatten auch alle so ähnlich in dem Alter Kinder, die hier immer noch alle miteinander spielen und Kontakt haben.“

Wenn die Wahl dabei auf das Neubaugebiet fällt, dann ist an den Aussagen zu erkennen, dass in den Jahren, in denen die befragten Personen dort wohnen, eine neue

⁸ Vgl. Gebhardt 2008, S. 202.

Gemeinschaft entstanden ist. Diese Gemeinschaft definiert sich über festliche Aktivitäten innerhalb eines bestimmten Raumes im Neubaugebiet. Meistens ist dieser Raum auf eine bestimmte Straße oder auf eine bestimmte Häuserzeile begrenzt. Die Stichstraße oder das Reihenhause wird zum vertrauten Lebensraum, den man nach außen hin versucht abzuschirmen. Die Gemeinschaft gewinnt dadurch an Stabilität und baut eine Vertrauensbasis auf. Die kleinräumige Sicherheit drückt sich folgendermaßen aus:

„Und es wird, was hier auch schön ist, also man weiß einfach, welche Autos hier raus und rein fahren, ne. Wer hier hergehört und wenn da 'n fremdes Auto, dann guckt man schon automatisch, ne, wo wollen die denn hin? Auch, ähm, das ist eher sympathisch so, dass dann auch gefragt wird, Mensch was' denn bei euch los, äh, ihr seid gar nicht viel unterwegs, ist einer krank bei euch, aber das ist nicht negativ, das ist eher so 'n bisschen aufpassen aufeinander. Es wird nicht hinten rum getuschelt, ne guck mal, haste da gesehen und so, sondern, ähm, irgendwann heißt's, ja was' denn bei euch los? Auto steht die ganze Zeit da, wer ist krank? Und das ist nett. Ich glaube, es würde hier nicht passieren, dass hier einer wochenlang irgendwie liegt und keiner kriegt es mit [lacht]. Ich glaub, ich wüsst hier kein', wo ich nicht hin gehen würde, wenn ich irgendwie mal Hilfe bräuchte. Ich könnt so ziemlich in der Straße bei jedem klingeln und sagen, kannst du mit'm Auto Batterie überbrücken, irgendwie so was. Also wer da ist, würde das auch machen.“

Es wird hier eine nachbarschaftliche Hilfsbereitschaft suggeriert, die sich ein wenig auch durch Neugier speist. Dennoch lassen sich Tendenzen zu einem informellen Sektor ablesen. Der informelle Sektor beruht, hier im Neubaugebiet, auf der gegenseitigen Hilfestellung bei kleineren Anliegen. Die Hilfestellungen werden von den Bewohnern dahin gehend auch wahr- und angenommen – eine Nachbarschaft etabliert sich.

Zusammenfassend lässt sich sagen, dass in beiden Ortsteilen Formen von Gemeinschaft zu finden sind. Die Unterschiede dieser Gemeinschaften liegen zum einen in den historischen Strukturen und zum anderen in der Form, wie sie gelebt werden. Die Gemeinschaft im alten Dorf Meimersdorf hat Tradition und ist durch die ansässigen Landwirte im Ort gewachsen. Sie hat ihre Wirkkraft nicht verloren, obwohl nur noch vier aktive Bauern im Ort selbst zu finden sind. Durch das Zelebrieren der Geburtstage unter den befragten Bewohnern des Dorfes erstrecken sich die gemeinschaftlichen Beziehungen über das ganze Dorf. Die Wirkung dieser Gemeinschaft wird nicht sehr oft hinterfragt. Das Zusammenleben wird als sehr angenehm deklariert und aus Tradition so akzeptiert. Welche Inklusions- und Exklusionsverfahren in dieser Gemeinschaft herrschen, konnte nicht offengelegt werden. Das Einzige, was deutlich wurde und was den befragten Einwohnern durchaus bewusst ist, ist die Frage der Integration der Neu-

bürger in die historisch gewachsene Gemeinschaft. Trotz verschiedener Angebote der Meimersdorfer ist es ihnen bis jetzt noch nicht gelungen, das „Image“ der engen dörflichen Gemeinschaft abzulegen. Das zeigen gerade die Aussagen der Neubürger aus dem Neubaugebiet.

Die Gemeinschaft in Neumeimersdorf hat eine kürzere Historie und beginnt bei den meisten Befragten mit dem Neubau des Hauses. Sie ist zurückzuführen auf die Lebenssituation und die Lebensvorstellung der Menschen vor Ort. Kontakte bauten sich eher über die Kinder und das Eigenheim auf. Durch das investierte Kapital haben die Personen auch einen anderen Bezug zu ihrer Umgebung und legen hohen Wert auf nachbarschaftliche Kontakte. Ein wesentlicher Punkt ist hier aber die unmittelbare Nachbarschaft. Die gelebte Gemeinschaft ist meist ortsgebunden und beschränkt sich auf die jeweilige Stichstraße oder Häuserzeile. Es ist damit keine Gemeinschaft, die versucht, das ganze Ortsgebiet mit einzuschließen. Sie manifestiert sich über Vereine, Straßenfeste, Kinder und andere nachbarschaftliche Kontakte. Welche anderen Aktivitäten während der Freizeit noch eine Rolle spielen, wird im folgenden Abschnitt diskutiert.

Freizeit

„Freizeit ist die Zeit, in der man nicht arbeiten muss, keine Verpflichtungen hat und tun kann was man will, oder auch gar nichts tun kann, eine Zeit der Erholung und der Reproduktion.“⁹ Ausgehend von diesen Vorüberlegungen der Europäischen Ethnologin Edeltraud Tagwerker, gilt es zu untersuchen, wie in (Neu-)Meimersdorf die frei gestaltbare Zeit genutzt wird. Die unterschiedlichen Einstellungen zu Freizeit fragen nach differenzierten Orten, um die Aktivitäten ausüben zu können. Denn jede Handlung sei, nach dem Geografen Thomas Pohl, „eingebettet in räumliche sowie zeitliche Kontexte“.¹⁰ Die Handlungen lassen sich demnach Örtlichkeiten zuordnen.

Abbildung 3 zeigt die Lage des Untersuchungsgebietes (Neu-)Meimersdorf (hier durch den Rahmen gekennzeichnet) zur Kieler Innenstadt. Durch die gute Erreichbarkeit der Innenstadt mit Bus, Fahrrad oder Auto binnen zehn Minuten ist die Anbindung zur Stadt auch im Freizeitbereich gegeben. Die Nutzungsmöglichkeiten zeigen sich aber auch im ländlichen Bereich des Stadtteils. So schildert ein Meimersdorfer seine Freizeitaktivitäten folgendermaßen:

„Ja also wir gehen schon auch häufiger eben natürlich immer spazieren. Machen von hier aus Fahrradtouren irgendwie. Ja denk so, also klar das ist ja auch einfach

⁹ Tagwerker 2006, S. 340.

¹⁰ Pohl 2009, S. 44.

„n guter Ausgangspunkt, um in die weitere schöne Landschaft zu kommen. Es ist schon mal auf'm Land und schon mal ganz nett, aber ja, Schlitten fahren machen wir manchmal hier in der Nähe [...]“

Das ländliche Umfeld wird für verschiedene Aktivitäten genutzt. Dazu zählen der Sonntagsspaziergang oder das Joggen. Die Natur wird als Gewinn betrachtet und dementsprechend auch von den befragten Personen genutzt. Den einzelnen Aktivitäten der Interviewpartner stehen die institutionalisierten gegenüber. Nach dem Historiker Otto Dann spielen Vereine in der gesellschaftlichen Entwicklung schon seit Beginn der Neuzeit eine Rolle.¹¹ Ein Verein fußt auf „dem freiwilligen Zusammenschluss von Individuen verschiedener sozialer Herkunft“¹² und verfolgt einen bestimmten Zweck. Wichtige Vereine, die sich in den Anfängen der Vereinsentstehung in Deutschland etabliert haben, seien Sportvereine, Gesangsvereine und Arbeitervereine.¹³ Die Sportvereine haben sich ausgeweitet und nehmen, so der Historiker und Publizist Stefan Nielsen, einen hohen Stellenwert ein. Sport ist im Freizeitbereich ein wesentlicher Bestandteil geworden und wird von vielen Personen, auch in (Neu-)Meimersdorf, betrieben. Gerade Sport spiele in jeder Gemeinde als Dienstleistungsspektrum eine Rolle und würde angeboten werden, so Nielsen weiter.¹⁴ Neben dem Sportverein Rot-Schwarz Kiel gibt es in (Neu-)Meimersdorf noch den Kommunalverein, den Landfrauenverein und die Freiwillige Feuerwehr des Dorfes. Der Kommunalverein ist für viele (Neu-)Meimersdorfer ein wichtiger Verein. Er trägt dazu bei, Kultur in den Stadtteil zu tragen:

„Ja, Kommunalverein ganz klar, wenn ich profitieren will, dann muss ich auch mal was zurückgeben, also das war wirklich ne sehr pragmatische Entscheidung sozusagen irgendwie ja, woraufhätt ich hier im Dorf Bock, Feuerwehr kommt für mich

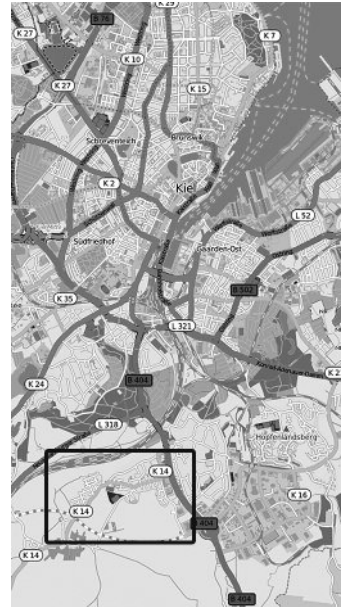


Abb. 3: Lagekarte des Untersuchungsgebietes zur Stadt Kiel. Verändert von Renko Buß.

Quelle: <http://www.openstreetmap.de/karte.html>

¹¹ Vgl. Dann 2003, S. 10.

¹² Dann 2003, S. 11.

¹³ Vgl. Bausinger 2006, S. 44.

¹⁴ Vgl. Nielsen 2002, S. 17.

nicht infrage, weil auch wegen der Dienstzeiten allein schon nicht und so, ähm, und dann Kommunalverein gibts zumindest einige Sachen, wo ich Bock drauf hab, Kinderfest veranstalten, also alles, was für Kinder und Familien ist, gefällt mir, gut bisschen Kultur im weitesten Sinne hier in ' Stadtteil zu bringen, fand ich eben auch reizvoll, passt auch so 'n bisschen mit meiner eigenen Sozialisation zusammen und, äh ja, von daher hab ich einfach gedacht ja gut, ich kann nicht einfach immer nur dahin gehen und die Feste genießen, man muss ja auch mal selber was machen.“

Die Aussage des Meimersdorfers zeigt die Sicht und die Erwartungen an den Verein. Die Freizeitgestaltung ist hier zum Teil auch auf das Erleben der Gemeinschaft ausgerichtet. Das zeichnet sich ebenfalls bei den Neubürgern im Neubaugebiet ab. So schildert eine befragte Bewohnerin des Neubaugebietes ihre Eindrücke zum Kommunalverein so:

„Und was ich so gar nicht kannte, dass hier noch so eine alte Struktur lebt, wie Kommunalverein oder so, ne. Die probieren einfach noch, ähm, so neben dem, was Kiel zu bieten hat, ebend diesen Stadtteil zu beleben und das fand ich sehr schön, trotzdem noch dieses Intime zu haben, wo alt und jung probiert, zusammen was zu machen.“

Es zeigt sich hier die Angebotsseite des Vereins. Durch das Vereinsleben soll kulturelles Angebot im Stadtteil geschaffen werden. Zu diesen Angeboten zählt ein Kinderfest, der Ball der Freiwilligen Feuerwehr, Maibaumsetzen und der offene Adventskalender. Damit sind Feuerwehr und Kommunalverein, zwei Vereine aus dem alten Dorf, wichtige Instanzen für die Freizeitgestaltung der Interviewpartner. Die zweite wesentliche Säule für die Freizeit ist der Sportverein. Dabei ist anzumerken, dass hierbei wieder die Kinder eine wesentliche Rolle spielen:

„Also sowohl der Kleine, der macht hier Baseball, der Große macht eben Fußball, hat der dreimal die Woche hier Training und auch Spiele, die natürlich teils hier, teils woanders stattfinden. Ja und ich mach auch hier Gymnastiksport hier in der Turnhalle, das ist auch vom Verein, der hier ansässig ist, also da sind wir als Familie Mitglied [...].“

Baseball und Fußball für junge und ältere Personen und Gymnastiksport, meist für Frauen, zeigen, dass der Sportverein Rot-Schwarz Kiel versucht, auf die Bedürfnisse der Bewohner vor Ort einzugehen. Die Familienmitgliedschaft signalisiert bei diesem Beispiel einer Neumeimersdorfer Familie, dass das zu gelingen scheint. Neben dem Sportverein direkt im Stadtteil nehmen einige andere Interviewpartner noch Angebote von anderen Vereinen in der näheren Umgebung wahr. Dies hat den Grund, dass bei

Rot-Schwarz Kiel nicht alle Sportarten angeboten werden, somit fahren andere Personen zu anderen Vereinen und üben da freizeitliche Aktivitäten aus:

„Hm, also mein Sohn hat zum Beispiel, der ist in einem anderen Verein, spielt Handball, da muss ich natürlich auch fahren, aber ist ein anderer Stadtteil, Ellerbek, also der fährt, da muss man eh fahren. Nee, also ich bin eher in Molfsee und Flintbek unterwegs. Also Flintbek nicht so viel, eher Molfsee, Mielkendorf. Meine Tochter spielt da Handball, da hab ich auch früher schon Sport gemacht, da gibt's, ähm, Eidertal Molfsee. Das ist 'n sehr großer Sportverein, der auch ganz viel anbietet, auch für Kinder. Ja, im Prinzip kann man mit Kind da zum Sport gehen und das hab ich von Anfang an dann auch gemacht und, ähm ja, dann Handball da gespielt, geschwommen, das hat sich alles so in die Richtung. Eigentlich Freizeit ist hauptsächlich da. Es wird hier in Meimersdorf leider nicht so viel angeboten.“

Zum Wesen einer Stadt gehören das Dienstleistungsangebot und das kulturelle Angebot. Damit erarbeiten sich Städte einen Bedeutungsüberschuss gegenüber ländlichen Regionen. Es ist eine Art Konsum, der sich einstellt. Im vorliegenden Fall konsumieren die befragten Personen die Angebote der Vereine. Es besteht ein Unterschied zwischen dem Kommunalverein, der Feuerwehr und dem Sportverein. Im Kommunalverein und der Feuerwehr ist die Mitwirkung erwünscht, da der Verein auf die Hilfe der Personen vor Ort angewiesen ist. Dennoch existieren auch in diesen beiden Vereinen viele Passivmitglieder, die die Angebote eher konsumieren, anstatt aktiv mitzuwirken. Der Sportverein hingegen bietet viele Angebote für Kinder, welche dieses auch annehmen und konsumieren. Dieser Konsum von Angeboten lässt sich auch in Kiel selbst feststellen.

Durch die günstige Lage (Neu-)Meimersdorfs zur Kieler Innenstadt (siehe Abb. 3) ist eine gute Voraussetzung für den Konsum der Angebote Kiels gegeben. Zu den Angeboten, die angenommen werden, zählt zum Beispiel die Oper. So schildert eine Neu-meimersdorferin:

„Also klar doch, Opern mag ich. Also wir haben 'n Opernabo, da geh ich mit den Nachbarn hier auch, also is auch wieder Nachbarschaft und wir haben uns überlegt, Mensch, das machen wir Frauen, weil die Männer dann eher nicht so viel Lust haben zu so was. Also sonst machen wir auch Kino, so was machen wir auch mal, die Kinder auch, also die gehen jetzt teilweise auch schon allein. Klar einkaufen, Cittipark ist natürlich immer interessant, Stadt auch [...].“

Als Stadt wird hier wahrgenommen, was sich in der Kieler Innenstadt befindet. Die Angebote wie Theater, Kino und Einkaufsmöglichkeiten sind Assoziationen, die mit der Vorstellung von Stadt verbunden werden. Genannt werden in diesem Zusam-

menhang auch Sportveranstaltungen, wie THW-Spiele oder Fußball und Football. Neben den hochkulturellen Angeboten wie Oper und Theater werden in der Stadt Kiel selbst auch die Kneipen- und Gaststättenangebote von den befragten Personen wahrgenommen. Die zwei Dorfgaststätten in Meimersdorf werden von den meisten Befragten nur genutzt, wenn dort in irgendeiner Form Veranstaltungen des Dorfes stattfinden. Neumeimersdorf hat kein Restaurant. Es existiert ein Döner-Imbiss im Kontor gegenüber vom Famila-Markt. Die Kielausrichtung bei der Freizeitgestaltung außerhalb der Vereine scheint für die Interviewpartner selbstverständlich zu sein. Es ist nichts Ungewöhnliches für sie, die Angebote aus der Stadt wahrzunehmen, sondern erscheint fast wie eine logische Konsequenz, weil die Stadt nahe gelegen ist und dadurch das städtische Angebot ohne große Anstrengungen konsumiert werden kann. Damit wird deutlich, dass die Kieler Innenstadt als urban wahrgenommen wird, da sich dort die Konsumangebote wiederfinden.

Für diese Wahrnehmung setzt sich die Stadt ein. Die Kieler Woche als Form der Festivalisierung der Stadtpolitik und Wahrzeichen der Stadt Kiel stellt ein probates Mittel zur Eventisierung der Stadt dar. Das heißt also, die Stadt organisiert das Großereignis, um sich von anderen Städten abzuheben und sich zu repräsentieren. Sie entwickelt ein Alleinstellungsmerkmal, dass eventuell Stolz bei den Bewohnern evoziert. Generell kann man sagen, dass die Stadt Kiel für die befragten Personen ein Ort ist, an dem sie hochkulturelles Flair erleben und konsumieren sowie sich anonym bewegen können. Feste im eigenen Stadtteil sind dagegen anders geprägt:

„Und dieses Dorfleben hier im Grund durch den, durch den Sportverein, durch den Kommunalverein, durch die Feuerwehr und das ist schon so, dass hier dann noch ne Menge gestaltet wird für alle, und dadurch kommen auch ganz viele dann hierher. Ob’s das Maibaumsetzen ist vom Kommunalverein jetzt als nächste Veranstaltung sozusagen, oder die Schule kommt mit den Kindern Lieder singen am Maibaum und die bringen ihre Eltern mit die Kinder; klar ist ne Schulveranstaltung, aber die bringen ihre Eltern mit, der Kindergarten genauso und schon sind die alle hier auf dem Dorfplatz und schnell sind da drei-, vierhundert Leute zusammen und dann sitzt man da gemütlich zusammen, man steht zusammen, man schnackelt und kommt ins Gespräch. Genauso ist’s mit dem Feuerwehrball oder mit dem Sommerfest und dem Kinderfest, was ‘n Wahnsinns Zulauf hier hat. Mit in der Zwischenzeit 300 teilnehmenden Kindern und wenn man dann rechnet, jeder bringt noch mal zwei Eltern mit, und Oma und Opa kommen auch noch mal, dann sind hier schnell weit über 1000 Leute auf’m Dorfplatz.“

Die Aussage des Meimersdorfers gibt einen Einblick in den gut gefüllten Termin-

kalender der Meimersdorfer Feste. Der Volkskundlerin Doris Tillmann zufolge könne man das Festgeschehen eines Ortes als „Indikator für die dörfliche Identität seiner Bewohner“¹⁵ sehen. Darüber hinaus sei es „Ausdruck eines eigenen dörflichen Selbstverständnisses“.¹⁶ In der Aussage zeichnet sich auch eine Veränderungstendenz ab. Die Tendenz leitet sich aus den Veränderungen zwischen dem alten Dorf und dem Neubaugebiet ab. Durch den Zuwachs von jungen Familien im Neubaugebiet erlebt speziell das Kinderfest eine zweite Renaissance. Der Zuwachs an Leuten hat aber nicht nur schöne Seiten. Die Organisation des Festes wird meist von den befragten Bürgern aus dem alten Dorf übernommen, aber die Kinder kommen aus dem Neubaugebiet. So entsteht eine Diskrepanz zwischen Angebot und Nachfrage, sprich zwischen den Organisatoren, die Erwartungen an die Kinder stellen, und den Personen, die ihr Kind anmelden und sich freuen, dass so etwas angeboten wird.

„Es ist ‘n Problem, so auch beim Kinderfest, wenn das zu viele Kinder werden, ne. Denn also das platzt aus allen Nähten. Das bringt denn auch kein Spaß mehr für den Organisator, ne. Und vor allen Dingen ist, machen tuns im Grunde die Altmeimersdorfer, ja aber es ist ziemlich schwierig an die ganzen Neuen da ranzukommen, denn musst du ja doch ‘n ganzen Haufen Menschen in Gänge bekommen, die das machen und das ist im ... das wird, ist immer ein Problem und da denk ich, daran wird’s vielleicht auch irgendwann mal auch mal scheitern.“

Die hier angesprochene Diskrepanz zwischen den Neubürgern und den Bewohnern des alten Dorfes zeichnet sich klar ab. Der Vorwurf richtet sich gegen die mangelnde Bereitschaft, etwas zur Festkultur in Meimersdorf beizutragen. Dadurch fällt es schwer, Identitäten aufzubauen. Bei den Festen geht es nun eher um die Frage, wer was macht und wo hilft und wer es nicht macht. Das Verständnis für die Identitätsbildung geht verloren. Das Fest wird oft nur noch aus traditionellen Gründen veranstaltet, aber es gelingt nur schwer, die neuen Strukturen des Neubaugebietes in die des alten Dorfes zu integrieren. Die vorherrschende Situation im Untersuchungsgebiet ist eher einer Konsumentengemeinschaft zuzuordnen als einer Gemeinschaft, die sich gemeinsam trägt und die Feste gemeinsam als Stadtteilbewohner veranstaltet. Die befragten Bewohner des Neubaugebietes veranstalten ihre eigenen kleinen Feste in der Stichstraße oder in ihrer Wohnsiedlung. Da sind die Ausschlusskriterien meist viel strenger als bei den Festen in Meimersdorf.

Resümierend lässt sich festhalten, dass die Freizeitgestaltung im untersuchten Kie-ler Stadtteil sehr vielfältig ist. Sie ist geprägt durch die Nähe zur ländlichen Umgebung,

15 Tillmann 1997, S. 147.

16 Tillmann 1997, S. 147.

durch die Nähe zur Stadt und durch die Institutionen des Stadtteils. Die nähere Umgebung wird zum Spaziergehen und zum sportlichen Ausgleich genutzt. Die Nähe zur Stadt stellt eine andere Nachfrage her. Die befragten Personen waren sich bewusst, dass die Stadt nicht weit entfernt ist und dass sie Angebote daraus wahrnehmen können. Theater, Kino, Oper und Restaurantbesuche sind kulturelle Praxen, die meist bei der städtischen Bevölkerung zu finden sind. Bei den befragten (Neu-)Meimersdorfern war es ein bewusstes Annehmen von städtischen Angeboten. Abgesehen davon werden im Stadtteil selbst die Angebote der Vereine wahrgenommen. Die Freizeitgestaltung richtet sich teilweise nach den Zeiten im Verein und nach den Tätigkeiten, welche darin ausgeführt werden. Die Unterstützung für die Vereine ist groß, da, gerade für die Kinder, viel Engagement vorhanden ist. Die Feste des Kommunalvereins unterliegen einem strukturellen Wandel. Durch die wachsende Anzahl von Konsumenten verschieben sich die Wahrnehmung und die Bedeutung eines Festes von einem Identifikationsmerkmal zu einem Event. Die Änderung der Wahrnehmung lässt sich an diesem Beispiel gut nachvollziehen.

Ausgehend von den gesammelten Informationen und Interviewaussagen sind nun Aussagen zum urbanen Transformationsprozess zu treffen. Die Analyse zeigt, dass die Interviewpartner in (Neu-)Meimersdorf unterschiedliche Wahrnehmungen ihrer Umwelt am Stadtrand haben. Das zu Kiel eingemeindete Dorf Meimersdorf ist seit der Zeit der Eingemeindung 1970 in seinen Strukturen erhalten geblieben und die Gemeinschaft des gesamten Dorfes löste sich nicht auf. Es lässt also keine Rückschlüsse auf einen Wandlungsprozess erkennen. Das alte Dorf lässt sich als eine Art „Machtzentrum“ im Kieler Süden bezeichnen, da von ihm aus viele Impulse für den umliegenden Raum gegeben werden. Hierbei ist anzumerken, dass dieses Machtzentrum sich klar von der Stadt abgrenzt und die kulturellen und identitätsstiftenden Impulse eher für die im Dorf lebenden Bewohner setzt. Das wird bei der Betrachtung der Gemeinschaftsstrukturen und bei der Freizeitgestaltung deutlich. Die Feste im Dorf werden für die Bewohner veranstaltet. Die geschlossene Struktur drückt sich weiterhin über die Vereine im Dorf aus. Die Feuerwehr wird zur Integrationsmöglichkeit stilisiert, aber sie hilft auch gleichzeitig bei der Auswahl der Neubürger.

Die Gemeinschaften im Neubaugebiet sind in ihrer Örtlichkeit begrenzt. In der Stichstraße oder dem Reihenhaus gibt es ähnlich enge Kontakte wie in Meimersdorf, aber alles, was über die direkte Nachbarschaft hinaus geht, wird anonym. Die Gemeinschaft etabliert sich auf andere Weise, nämlich über Kinder, Neubau oder Vereinsleben. Hinzu kommt, dass die Neubürger im Neubaugebiet die Angebote der Stadt Kiel eher wahrnehmen als die Bewohner des alten Dorfes. Die Freizeit ist organisiert

und weist eine klare Stadtausrichtung auf.

Insgesamt lässt sich festhalten, dass bei den Interviewpartnern städtische Wahrnehmungen vorhanden sind. Dennoch zeigen sich am Kieler Stadtrand in (Neu-)Meimersdorf Strukturen, die eine Mischung zwischen Stadt und Land darstellen. Es wird interessant sein, die Veränderungen im Stadtteil zu verfolgen. Die befragten Bewohner im alten Dorf und im Neubaugebiet äußerten sich positiv zu ihren Gemeinschaften vor Ort. Hier muss es möglich sein, in Zukunft einen gemeinsamen Ansatz zu finden. Die Wahrnehmung der Stadt wird mit der baulichen Dichte weiter zunehmen. Durch weitere Neubauten und Neubürger wird die Nachfrage im Stadtteil steigen und daraus werden sich neue Angebote generieren. Dieses Szenario zeigt, dass der Wandel am Kieler Stadtrand voranschreiten und die Bewohner vor neue Anpassungsleistungen stellen wird. Gemeinschaft und Freizeit werden dann in einem Verhältnis zueinanderstehen, was sich einem noch größeren Angebot an Möglichkeiten gegenübersteht.

Literatur

- Bausinger, Hermann (2006), Sportkultur. Tübingen.
- Dann, Otto (2003), Vereinsbildung und Nationsbildung. Köthen.
- Gebhardt, Winfried (2008), Gemeinschaften ohne Gemeinschaft. Über situative Event-Vergemeinschaftungen. In: Ronald Hitzler u. a. (Hg.), Posttraditionale Gemeinschaften. Theoretische und ethnographische Erkundungen. Wiesbaden, S.202-213.
- Hitzer, Ronald u. a. (Hg.) (2008), Posttraditionale Gemeinschaften. Theoretische und ethnografische Erkundungen. Wiesbaden.
- Kothe, Marion (1995), Innerdörfliche Integration. Zur Bedeutung von Ehe und Vereinsleben auf dem Lande (= Beiträge zur Volkskunde in Niedersachsen, Bd. 9; Schriftenreihe der Volkskundlichen Kommission für Niedersachsen e.V., Bd. 10). Göttingen.
- Liebl, Franz/Claudia Nicolai (2008), Posttraditionale Gemeinschaften in ländlichen Gebieten. In: Ronald Hitzer u.a. (Hg.), Posttraditionale Gemeinschaften. Theoretische und ethnografische Erkundungen. Wiesbaden, S. 251–269.
- Niedermüller, Peter (1998), Stadt, Kultur(en) und Macht. Zu einigen Aspekten „spätmoderner“ Stadtenthnologie. In: Österreichische Zeitschrift für Volkskunde, 101, S. 279-301.
- Nielsen, Stefan (2002), Sport und Großstadt 1870 bis 1930. Komparative Studien zur Entstehung bürgerlicher Freizeitkultur. Frankfurt/Main.
- Pohl, Thomas (2009), Entgrenzte Stadt. Räumliche Fragmentierung und zeitliche Flexibilisierung in der Spätmoderne. Bielefeld.
- Rosa, Hartmut u. a. (2010), Theorien der Gemeinschaft. Hamburg.
- Tagwerker, Edeltraud (2006), Vom Leben in unseren Städten. Kulturanthropologische Analysen des urbanen Alltags in europäischen Metropolen und Provinzstädten der Gegenwart. Frankfurt/Main.
- Tillmann, Doris (1997), Dörfliche Festkultur am Großstadtrand. In: Kieler Blätter zur Volkskunde, 28, S. 147-160.

Berichte und Mitteilungen

Neue Ausstellung im Museum Sønderjylland – Sønderborg Slot

Inge Adriansen und Nina Jebsen

Das Museum Sønderborg Schloss ist seit der Fusion des Museum Sønderjylland im Jahr 2005 eine von 23 Abteilungen¹ des drittgrößten Museums in Dänemark. Das Museum Sønderjylland ist in vielfältiger Weise für die Region Nordschleswig und ihr nationales und regionales Kulturerbe zuständig.

Das Museum Sønderborg Schloss nimmt innerhalb dieses Verbundes die Aufgabe wahr, die nationalen und politischen Entwicklungen im Herzogtum Schleswig von ca. 1500 bis heute darzustellen. Dabei liegt der Fokus ab 1920 ganz klar auf Nordschleswig, das von dänischer Seite als Sønderjylland (Südjütland) bezeichnet wird.

Im Jahr 2008 wurde von der Museumsleitung des Museum Sønderjylland – Sønderborg Slot, Peter Dragsbo und Inge Adriansen, vorgeschlagen, zentrale Teile der festen Ausstellungen des Museums neu zu konzipieren. In den letzten fünf Jahren wurden daraufhin neue dauerhafte Ausstellungen über die Herzöge von Schleswig und Holstein, präsentiert in fünf Räumen, erarbeitet sowie eine bereits existierende Ausstellung über die Schleswigschen Kriege (1848-51 und 1864) ergänzt, die sich über drei Räume erstreckt. Außerdem wurden 2011 und 2012 ganz neue Ausstellungen erarbeitet, die sich mit der Zeit des Ersten Weltkriegs in Sønderjylland (Første Verdenskrig) sowie den Volksabstimmungen und der Wiedervereinigung 1918-20² auseinandersetzen. Bis Ende 2012 wird zusätzlich eine Ausstellung über die preußische Verwaltung Nordschleswigs von 1864 bis 1920 (Sønderjylland under preussisk styr) erarbeitet. Diese Ausstellungen wurden finanziell durch die A.P. Møller og Hustru Chastine Mc-Kinney Møllers Fond for almene Formaal³ (für gemeinnützige Zwecke) unterstützt.

Im vorliegenden Bericht soll es um die Volksabstimmungsausstellung gehen. Die Ausstellung Folkeafstemninger og Genforening 1918-20 wurde im März eröffnet und umfasst 100 m². Beide Verfasserinnen waren an der Erarbeitung dieser Ausstellung beteiligt,⁴ in der die Volksabstimmungen in Schleswig 1920 dargestellt werden. In Schleswig fanden am 10. Februar (1. Zone) und am 14. März (2. Zone) 1920 die ersten,

1 <http://www.museum-sonderjylland.dk/SIDERNE/Presentationen.html> (Zugriff 9.5.12).

2 Der Begriff Wiedervereinigung wird von dänischer Seite verwendet.

3 Dabei handelt es sich um einen Fond, der sehr häufig zahlreiche Projekte in Südjütland und im Landesteil Schleswig (z.B. die A.P. Møller Schule in Schleswig) fördert.

4 Inge Adriansen als Hauptverantwortliche der Ausstellung und Nina Jebsen als Mitarbeiterin.

durch den Versailler Vertrag und das von dem US-amerikanischen Präsidenten Woodrow Wilson proklamierte Selbstbestimmungsrecht der Völker festgelegten Volksabstimmungen unter Aufsicht internationaler Kommissionen statt. Die Abstimmungen waren mit einem großen Aufwand an Agitationsarbeit verbunden. Letztlich stimmte die 1. Zone für Dänemark und die 2. Zone für Deutschland.

Aber nicht nur um eine dänisch-deutsche Perspektive geht es in dieser Ausstellung, sondern zusätzlich auch darum, diese schleswigschen Volksabstimmungen in einer europäischen Perspektive zu zeigen. Um das tun zu können, hat das Museum Sønderjylland - Sønderborg Slot zusammen mit dem Institut for Grænseregionsforskning, Syddansk Universitet in Sønderborg ein seit Oktober 2010 laufendes dreijähriges Forschungsprojekt initiiert. Es wird von Nina Jebsen bearbeitet und vergleicht die Volksabstimmungen in fünf verschiedenen europäischen Regionen der Jahre 1920/1921 miteinander. Der Schwerpunkt des Projektes liegt auf der Analyse der Abstimmungspropaganda und geht der Frage nach, wie und mit welchen Argumenten versucht worden ist, eine eindeutige nationale oder/und regionale Identifikation zu konstruieren bzw. eine Aufwertung der eigenen Identität herzustellen und damit den „Gegner“, den Nachbarstaat, herabzuwürdigen, um so viele Stimmen wie möglich auf sich zu vereinen. Neben den Abstimmungen in Schleswig geht es dabei um die Abstimmungen in Ost- und Westpreußen (Allenstein und Marienwerder), Kärnten, Oberschlesien und dem Burgenland.

Die Ausstellung über die Abstimmungen schließt nicht nur zeitlich, sondern auch räumlich nahtlos an die Ausstellung über den Ersten Weltkrieg an. Diese Ausstellung wirkt durch das Ausstellungskonzept des Bildkünstlers Ingvar Cronhammar⁵ düster und beklemmend. Die gesamte Ausstellung ist in Grau gehalten und wird durch zahlreiche hohe schmale Vitrinen ergänzt, die Soldaten verkörpern sollen, die entlang der Wände stehen. Der Raum schafft eine Stimmung, die sehr bewusst mit der Geschichte, die hier dargestellt wird, übereinstimmt.

Die Ausstellung über die Volksabstimmungen und die Wiedervereinigung 1918-20 hat ein genau gegenläufiges Konzept. Sie spiegelt die eher heitere und frohe Zeit nach dem Ende des Ersten Weltkrieges und die Hoffnungen der dänisch gesinnten Nordschleswiger wider, die durch die Möglichkeit der Abstimmung (diese war bereits in Artikel 5 des Prager Friedens 1866 in Aussicht gestellt, dann wieder verworfen worden) einen territorialen Zugewinn für Dänemark erwarteten. Darüber hinaus wird auch die kraftvolle Agitation dargestellt, die in den Plakaten und Flugblättern, die in den beiden Abstimmungszonen benutzt wurden, zum Ausdruck kommt. Auch werden die

5 <http://www.cronhammar.dk/> (Zugriff 09.05.12).

schleswigschen Volksabstimmungen in zeitgenössischer Satire sowie die Wiedervereinigung Nordschleswigs mit Dänemark in der dänisch-deutschen Erinnerungskultur thematisiert. Das räumliche Konzept dieser Ausstellung wurde von dem Architekten Poul Ingemann erarbeitet, der hier einen hellen und freundlichen Raum im Charakter eines nordschleswigschen Bürgerhauses (Forsamlingshus) mit weißen Bänken entlang jeder Wand nachgestellt hat. Über den Bänken hängen große Tafeln mit Plakaten, die jeweils die dänischen Plakate zusammen mit den entsprechenden deutschen Plakaten zeigen. Alle Gegenstände, die in dieser Ausstellung gezeigt werden, befinden sich in einer zwölfkantigen großen Vitrine in der Mitte des Raumes. Hier werden u. a. alte Karten der Grenzregion, Karten der Zoneneinteilung, die Wahlkarten und die Ergebnisse der Wahlen ausgestellt. Auch findet sich hier die Uniform des damaligen dänischen Königs Christian X., der Nordschleswig nach der Abstimmung auf einem weißen Pferd besucht und wieder im dänischen Staat willkommen heißt. Diese Szene wird außerdem auf einer der gehängten Malereien dargestellt.



*Foto: Museum Sønderjylland
– Sønderborg Slot 2012.*

An der Vitrine befinden sich sechs Texte, die die Hauptthemen der Ausstellung kurz darlegen und die Auswahl der Gegenstände und Bilder begründen: Dabei geht es um das Selbstbestimmungsrecht der Völker, die internationale Kommission, Abstimmungskämpfe und Propaganda, das Ergebnis der Abstimmungen, das Feiern der Wiedervereinigung in beiden Zonen sowie die Volksabstimmungen in Europa nach dem Ersten Weltkrieg. Alle Texte sind in drei Sprachen abgedruckt: Dänisch, Deutsch und Englisch. Dabei wurde, wie in der gesamten Ausstellung, darauf geachtet, dass sowohl die deutsche als auch die dänische Sichtweise zu gleichen

Teilen präsentiert wird. Der einzige Teil der Ausstellung, in dem dies nicht der Fall ist, ist die der Historienmalerei. Es gibt zahlreiche dänische Malereien mit dem Motiv der Eingliederung Nordschleswigs nach Dänemark, nachdem es 56 Jahre lang unter deutscher Verwaltung stand. Auf deutscher Seite finden sich solche Darstellungen nicht, die die Wiedervereinigung Mittelschleswigs mit Deutschland nach fünf Monaten unter internationaler Verwaltung abbilden.

Die schleswigschen Volksabstimmungen waren die ersten europäischen Volksabstimmungen, die in den Jahren 1920/1921 nach den Vorgaben des Versailler Vertrages

durchgeführt wurden.⁶ Hier gab es eine massive Agitationsarbeit, die sich vor allem in der großen Anzahl an Propagandaplakaten zeigt. Auf deutscher Seite handelt es sich um eine Auflagenzahl von ca. 200.000, auf dänischer Seite von ca. 107.000 Stück.⁷ Zahlreiche dieser Plakate finden sich in der Ausstellung wieder. Auch aufgrund der hohen Auflagenzahl und der großen Bekanntheit einiger dieser Plakate noch heute, herrscht in Dänemark sehr häufig die Vorstellung vor, dass die dänisch-deutsche Grenze und ihr Grenzziehungsprozess einzigartig sind, da hier die Bevölkerung selbst festgelegt hat, wo die Grenze verlaufen sollte.

Deswegen ist es auch Ziel dieser Ausstellung zu zeigen, dass die dänisch-deutschen Volksabstimmungen erst den Beginn einer großen Neuordnung Europas und damit der europäischen Grenzen bildeten. Außerdem erzählt die Ausstellung davon, dass die Verlierer des Ersten Weltkrieges das Prinzip des Selbstbestimmungsrechtes akzeptieren mussten, ob sie damit einverstanden waren oder nicht.

Die Ausstellung beleuchtet ein kompliziertes Kapitel der dänisch-deutschen Geschichte und es wurde bewusst vermieden, zu viele erklärende Texte zu verwenden. Eine Ausstellung zu konzipieren wie „aufrecht stehende Bücher“, d.h. mit sehr viel Text, wurde hier ausdrücklich abgelehnt. Stattdessen sollte die Vermittlungsarbeit im Vordergrund stehen. Deswegen wurde beschlossen, sogenannte QR-Codes (Quick Response Codes) zu verwenden, so dass die Museumsbesucher weitere Texte und Informationen über die gezeigten Fotos, die einzelnen Plakate und über die sechs Hauptthemen der Ausstellung auf über 100 Textseiten auf Deutsch und Dänisch im Internet, das im Museum für alle frei zugänglich ist, erhalten und abrufen können. Die Ausstellung ist die erste, in der diese Technik verwendet wurde, und nach jetzigem Stand kann gesagt werden, dass viele Museumsbesucher dieses Angebot gern nutzen. Gerade die vier Gymnasien in Sønderborg nehmen es in sehr aktiver Weise an.

Um die Haltung der Bevölkerung während der Abstimmungszeit 1920 noch eindrücklicher zu verdeutlichen, gibt es an der Vorderseite der weißen Bänke angebrachte



Foto: Museum Sønderjylland – Sønderborg Slot 2012.

⁶ Es gab auch eine Abstimmung im Saarland, die allerdings erst 1935 stattfand. Sie wird sowohl im Projekt als auch in der Ausstellung nicht thematisiert.

⁷ Vgl. Schwensen/Adriansen 1995, S. 32.

Schlagworte, die damals häufig verwendet wurden. Hier stehen sich zehn deutsche und zehn dänische Schlagworte gegenüber, die deutlich die nationalen Fronten widerspiegeln sollen. Trotz dieser offensichtlichen Fronten wurden aber auch in weiten Teilen des Abstimmungsgebietes dieselben Lieder gesungen: „Ein feste Burg ist unser Gott“ auf Seiten der deutschen Schleswiger und „Vor Gud, han er så fast en borg“ auf Seiten der dänischen Schleswiger. Das von Martin Luther 1528 geschriebene Lied war in seiner Übersetzung sehr populär in Dänemark.

Die Plakate der vier anderen Abstimmungen in Ost- und Westpreußen, Kärnten, Oberschlesien und im Burgenland der Jahre 1920/1921 zeigen den Ausstellungsbesuchern, dass es nicht nur die beiden Abstimmungen in Schleswig gab, sondern auch in den anderen vier Grenzregionen die Bevölkerung danach gefragt wurde, welcher Nation sie in Zukunft angehören wollte. Was dem Besucher bei der Betrachtung der anderen europäischen Abstimmungsplakate gezeigt wird, lässt deutlich erkennen, dass das eingesetzte Propagandamaterial oft durchaus aggressiver war als in Schleswig. So wurden Totenköpfe und Skelette auf Plakaten in den polnisch-deutschen Abstimmungsgebieten von beiden Seiten benutzt, um die drohende Gefahr eines Verlustes von eigenem Territorium an den Nachbarn vorzu-



Foto: Museum Sønderjylland – Sønderborg Slot 2012.

beugen.⁸ Auch im Burgenland wurde u. a. mit Hilfe der Darstellung von Skeletten in ungarischer Volkstracht versucht, Stimmen für Österreich zu sammeln.⁹

Trotz dieser Unterschiede in der verwendeten Bildsprache der Abstimmungspropaganda gibt es auch Übereinstimmungen in der Argumentation, sogar in der Wahl des Motivs. Besonders das Bild des Kindes, das die dänische Nationalflagge Dannebrog in der einen Hand hält

und in der anderen Hand ein Spielzeug hinter sich herzieht, ist in Verbindung mit dem Aufruf „Mutter stimm dänisch. Denk an mich“ in Nordschleswig nahezu jedem bekannt. Nur wusste bisher kaum jemand, dass dasselbe Motiv, nur in leicht geänderter Form in Bezug auf die Nationalflagge und das Äußere des Kindes, mit polnischem Aufruf von der polnischen Seite verwendet wurde.¹⁰

⁸ Vgl. Jebsen 2012, S. 18 und 27.

⁹ Vgl. Jebsen 2012, S. 20.

¹⁰ Vgl. Adriansen/Doege 2010, S. 48 und Jebsen 2012, S. 17.

In allen fünf Abstimmungsregionen wurden gleiche Argumente benutzt, um eine Stimmabgabe zu Gunsten der eigenen Nation zu erreichen. So gibt es immer wirtschaftliche Argumente, die den Nachbarstaat als mittellos und ohne soziale Fürsorgemöglichkeiten darstellen, aber auch überall Plakate, die sich auf das historische Erbe/das historische Recht auf das Abstimmungsgebiet berufen, indem auf die lange zurückreichende Besiedlung durch die eigenen Vorfahren verwiesen wird. Hier wird deutlich, wie unterschiedliche historische Tatsachen genutzt werden, um eine quasi „natürliche“ nationale Kontinuität zu erzeugen.

Weiterführende Literatur

- Adriansen, Inge / Peter Dragsbo (2009), Lokal-, regional- og rigshistorie gennem 100 år. Historisk Samfund for Als og Sundeved & Museum Sønderjylland – Sønderborg Slot 1908-2008. Sønderborg.
- Adriansen, Inge/Immo Doege (2010), Deutsch oder Dänisch? Agitation bei den Volksabstimmungen in Schleswig 1920. Gråsten.
- Grosch, Waldemar (2002), Deutsche und polnische Propaganda während der Volksabstimmungen in Oberschlesien 1919-1921 (= Veröffentlichungen der Forschungsstelle Ostmitteleuropa an der Universität Dortmund, Reihe B – Bd. 72). Dortmund.
- Jähnig, Bernhardt (Hg.) (2002), Die Volksabstimmung 1920. Voraussetzungen, Verlauf und Folgen. Tagungsberichte der Historischen Kommission für ost- und westpreussische Landesforschung, Bd. 17. Marburg.
- Jebsen, Nina (2012), Bleibe treu! Agitation während der europäischen Volksabstimmungen 1920-1921. Sønderborg.
- Kärntner Landesarchiv (Hg.) (1990), Der 10. Oktober 1920 – Kärntens Tag der Selbstbestimmung. Vorgesichte – Ereignisse – Analysen. 2. verb. Aufl. Klagenfurt.
- Museet på Sønderborg Slot (2008), Sønderjyllandsbilleder. Nye permanente udstillinger på Sønderborg Slot 2008-2013. Sønderborg.
- Schwensen, Broder/Inge Adriansen (1995), Von der deutschen Niederlage zur Teilung Schlesiens 1918-1920. Flensburg/Apenrade.
- Wambaugh, Sarah (1933), Plebiscites since the World War. With a Collection of Official Documents. Vol. I and II. Washington.

Alles im Fluss - Ausstellungsprojekt zur aktuellen Stadtentwicklung im Industriemuseum Elmshorn

Bärbel Böhnke und Julia Schramm

Regional- und Stadtmuseen werden immer häufiger mit der Frage nach ihrer Relevanz, ihrer Daseinsberechtigung konfrontiert. Umso wichtiger ist es, neue Wege zu gehen und sich aktiv und selbstbestimmt neuen Forderungen zu stellen. Aus dem Umfeld der „New Museology“ stammen die Forderungen, dass Museen nicht nur kommunale und soziale Entwicklungen reflektieren und begleiten, sondern auch Besucher und Bürger in die Ausstellungstätigkeit mit einbeziehen. Dies gelang dem Industriemuseum Elmshorn insbesondere 2008/2009 mit dem Ausstellungsprojekt „Heimat ist für mich ...“, eine Ausstellung, in der der überwiegende Teil der Exponate und der dazugehörigen Texte von Elmshorner Bürgerinnen und Bürgern stammte, die so ihr ganz individuelles Heimatgefühl mitteilen konnten. Dadurch ergab sich ein lebendiges Bild der Stadt und ihrer Bewohner. Das Museum diente als Ort der Begegnung, als Labor, in dem Positionen und Meinungen neu verhandelt werden können. Auch aufgrund der guten Erfahrungen und Reaktionen auf dieses Ausstellungsprojekt, konzentriert das Industriemuseum seine Ausstellungstätigkeit 2012 und 2013 auf die aktuelle Entwicklung der Stadt Elmshorn.

Die Aufwertung des Hafen- und Krückaubereiches, als Identifikationspunkt der Elmshorner Innenstadt, bildet einen Schwerpunkt der kommunalen Stadtplanung in den nächsten Jahren. Begleitend zu diesem Entwicklungsprozess koordiniert das Industriemuseum Elmshorn, in Zusammenarbeit mit der Stadtverwaltung und weiteren Einrichtungen, Vereinen und Privatpersonen, ein Sonderausstellungsprojekt zum Thema Krückau und Elmshorner Hafen.

Ein Blick auf den heutigen leeren Hafen lässt nicht errahnen, dass die Krückau über Jahrhunderte die wirtschaftliche Lebensader der Stadt bildete. Nach Begrädigung des Flusslaufes und der Anlage städtischer Lösch- und Ladeplätze nahm der Güterumschlag im Elmshorner Hafen ab 1880 rasant zu. Die Hafenbahn und die Elmshorner-Dampfschleppschiffahrt Aktiengesellschaft (EDAG) sorgten dafür, dass Elmshorn nach Hamburg und Magdeburg der größte deutsche Getreideeinfuhrhafen in der Zeit vor dem Ersten Weltkrieg war. Die Schiffe lagen in dichten Reihen nebeneinander und es herrschte ein reger Betrieb entlang der Kaimauern. Elmshorn war Heimathafen von mehr als 100 Binnenschiffen, und mehr als 2000 Ewer und Frachter liefen pro Jahr die Krückaustadt an.

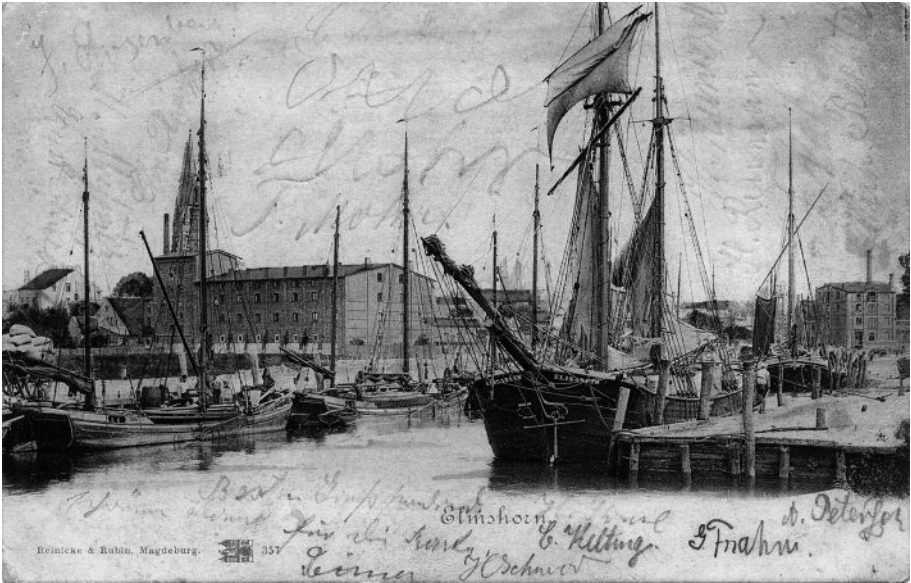


Abb. 1: Ansichtskarte um 1900, Blick auf den Elmshorner Hafen, im Hintergrund links die Nicolaikirche im historischen Ortskern.

Der tidenabhängige Nebenfluss der Elbe verursachte aber auch Probleme. Die schlechten Wasser- und Hafenverhältnisse der Krückau wurden immer wieder beklagt und schränkten die Schifffahrt ein. Die ungünstigen Wasserverhältnisse bestimmten auch die Schiffsgrößen der Elmshorner Werften. Vor allem die Verschlickung des Fahrwassers führte zu andauernden Problemen.

Darüber hinaus sorgte die Krückau bis zum Bau des Krückausperrwerks 1969 regelmäßig für Hochwasser in der Innenstadt. Ein weiteres Problem war jahrzehntelang die starke Verschmutzung der Krückau, vor allem durch die Abwässer der Lederindustrie.

Um 1935 ging der Bedarf an Getreide und Futterstoffen in Elmshorn und Umgebung zurück. Zudem verschob sich der Schiffsverkehr – vor allem zwischen Elmshorn und Hamburg – zunehmend auf den Lastwagentransport, so dass die Bedeutung des Elmshorner Hafens für den Güterverkehr abnahm. Am 21. November 2000 endete dann die kommerzielle Berufsschifffahrt in Elmshorn: der Getreidefrachter „Klosterlande“ verließ seinen Heimathafen.

Seitdem ist der Elmshorner Hafen meistens leer und wer es nicht weiß, der denkt, dies war immer so und bleibt auch so. Mit der Ausstellung sollen daher Leitbilder ent-



Abb. 2: Krückau mit Blick auf die Köllnflocken-Werke und das Teppich Kibek Hochhaus, 1950er Jahre. An dieser Stelle wird die geplante Klappbrücke entstehen.

wickelt und einem großen Publikum vermittelt werden. Die Bedeutung des Flusses auch außerhalb der wirtschaftlichen Nutzung steht verstärkt im Fokus. Krückau und Hafen waren nicht nur Wirtschaftsmotor, sondern immer auch attraktive Ausflugsziele und ermöglichten Freizeitvergnügen. Ob Zuschauen beim Stapellauf im Hafen, Spaziergang am Deich, Segeltörn zur Elbe, Baden im Sommer oder Ruderpartie auf dem idyllischen Oberlauf – der Fluss steigerte die Lebensqualität der Menschen enorm.

Ende des Jahres 2011 traf sich im Industriemu-

seum Elmshorn erstmals eine Gruppe von Elmshorner Hafen-Enthusiasten, tauschte erste Ideen aus und schloss sich zur AG Hafen mit dem Ziel einer Ausstellung zusammen.

Aufgrund der Themenvielfalt ist die Ausstellung in zwei Teilen – jeweils im Sommer 2012 und 2013 – angelegt. In diesem Jahr ist der gesamte Fluss von der Quelle bis zur Mündung Schwerpunkt des Ausstellungsteils „Vergnügen und Gefahr“. Ausstellungsort ist das Industriemuseum, aber Führungen durch das Hafengebiet, wie die neu konzipierte Stadtführung „Mit dem Hafenmeister unterwegs“, binden den realen Ort mit ein.

Im nächsten Jahr lautet das Motto dann „Hafenstadt Elmshorn gestern-heute-morgen“. Die Ausstellung soll dabei nicht auf die Räumlichkeiten des Industriemuseums begrenzt werden. Geplant ist zum Beispiel ein Ausstellungscontainer direkt am Elmshorner Hafen. Im Rahmenprogramm spielen die Eröffnung der Hafenspange mit der Klappbrücke (geplanter Termin Mai/Juni 2013) und Aktionen im Hafen mit der aufgestauten Krückau eine wesentliche Rolle. Zur Ausstellungseröffnung im Mai 2013

ist ein Katalog begleitend zum gesamten Ausstellungsprojekt geplant.

Die Ausstellung soll nachhaltig sein und eine Initialzündung für die Hafenplanung bewirken: Die historische Aufarbeitung, in Kombination mit aktuellen städtebaulichen Planungen, wird das Interesse für den Hafen und die maritime Tradition sowie die Identifikation der Öffentlichkeit damit erhöhen. Im Zentrum stehen zunächst die Flusslandschaft und die Aufwertung von Hafen und Krückau als Erlebnisraum, den andere nicht haben.

„Frauenleben – Lebensmomente“ – Eine neue Ausstellung im Schleswig-Holsteinischen Freilichtmuseum

Ulrike Looft-Gaude

Das Archiv der Land-Frauen im Schleswig-Holsteinischen Freilichtmuseum in Molfsee zeigt vom 6. Mai bis zum 30. September 2012 die neue Ausstellung „Frauenleben – Lebensmomente“, bei der es sich um eine Präsentation historischer Fotos aus dem Leben von Frauen auf dem Land in Schleswig-Holstein handelt. Parallel dazu erscheint im Wachholtz Verlag ein Bildband, der zusätzliche Zitate und Erinnerungen von Frauen enthält, die zum jeweiligen Thema der Aufnahmen passen.

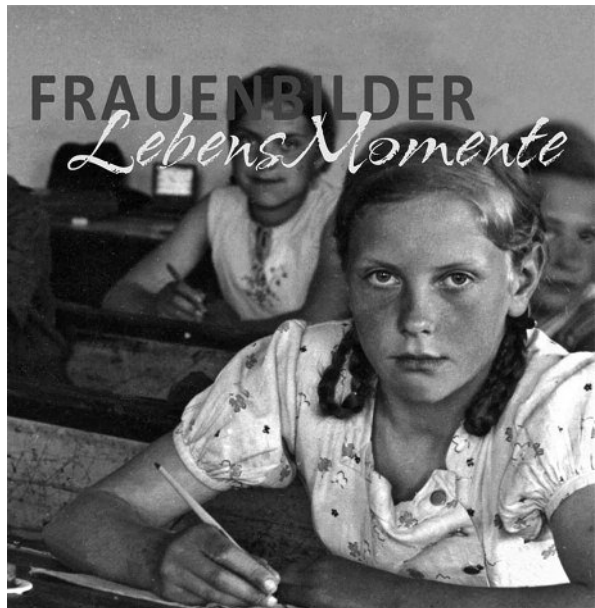


Abb. 1: Titelbild des Bildbandes.

Fotos – vom Original bis zur digitalen Version

Bei einer Kunstaussstellung oder einer kunsthistorischen Bilderausstellung, beispielsweise von Gemälden, Zeichnungen oder Collagen, kann man erwarten, Originale in ihrer Einzigartigkeit zu sehen, um je nach Technik die Umsetzung des Themas und die spezielle Ausführung wahrnehmen zu können. Fotografien bieten diese Einmaligkeit, diese „Aura“, nicht, gestatten aber vielfältigere Möglichkeiten, weil sie beliebig oft zu reproduzieren sind. Die eigentlichen Originale stellen, streng genommen, die alten Glasplatten und die jüngeren Rollfilme als Träger der Negative dar. Sie sind jedoch zu klein und zu mühsam zu betrachten, um mit ihnen eine ganze Ausstellung zu bestücken.

Im Museum sehen wir auch die zeitlich dazugehörigen Abzüge als Originale an, weil sie in ihrer besonderen Ausführung – Material, Format, Größe, Rahmung, Kantenschnitt, Entwicklungsbesonderheiten – ein Zeitdokument sind, unabhängig davon, wie viele seinerzeit hergestellt wurden. Für Ausstellungen eignet sich gleichwohl das Gros der ersten Abzüge schon wegen der geringen Größe ebenfalls nicht.

Neben diesen konventionellen Ausführungen spielen in wachsendem Maß auch die digitalen eine Rolle. Wir leben in einer visuell bestimmten Welt, die uns durch die zunehmenden digitalen Möglichkeiten mit einer Flut von Bildern konfrontiert und infolgedessen von uns auch einen neuen Umgang mit ihnen fordert. In der Wissenschaft wird die Auseinandersetzung mit diesem Phänomen unter dem Begriff „Iconic Turn“ geführt und hat inzwischen zu einem eigenen fächerübergreifenden Wissenschaftsbereich, den Bildwissenschaften, geführt. Ein verbindlicher Richtlinienkanon steht allerdings noch aus. Dennoch muss sich jede Kultureinrichtung, die mit reproduzierten Bildern in digitalen Versionen arbeitet, mit vielen Fragen auseinandersetzen, etwa denen der Urheberschaft, der Originalität oder der Veränderbarkeit.

Die Ausstellung

Bei den Bildern in der Ausstellung handelt es sich, bis auf wenige Ausnahmen, nicht um Kunstfotografien, sondern um Aufnahmen, in denen jemand ein Geschehen, das Aussehen einer Person, eines Raumes oder Gegenstands festgehalten hat. Sie wurden nicht ihrer Eigenständigkeit, der besonderen technischen Qualität oder einzigartiger Inhalte wegen ausgewählt. Ausgangspunkt des Konzeptes stellten inhaltliche Vorgaben dar, die die Veränderungen nachzeichnen, denen Frauen auf dem Land in Schleswig-Holstein seit dem 19. Jahrhundert ausgesetzt waren.

Eine Annäherung an das Thema erfolgte bereits mit der ersten Ausstellung des Archivs der LandFrauen im Freilichtmuseum, die 2009 und 2010 gezeigt wurde. In der

diesjährigen Präsentation wird die Entwicklung mittels Fotos an Stelle von Dokumenten verschiedenster Art nachgezeichnet.

Dass die Nutzung von Fotos in Ausstellungen zur Darstellung von zuvor postulierten Inhalten problematisch sein kann und insbesondere bei Themen wie dem Nationalsozialismus mit Vorsicht zu handhaben ist, wurde der Museumswissenschaft spätestens durch die Probleme in der Ausstellung des Hamburger Instituts für Sozialforschung über die Verbrechen der Wehrmacht Ende der 1990er Jahre deutlich. Dort waren Bilderklärungen offensichtlich aus dem inhaltlichen Kontext heraus formuliert und Bildern zugeordnet worden, ohne dem konkret abgebildeten Geschehnis gerecht zu werden. Durch sorgfältige Auseinandersetzung mit den Bildinhalten glauben wir, derartige Schwierigkeiten umgehen zu können. Zwar bietet unsere Thematik weniger brisante Diskussionsstoffe, aber die grundsätzliche Eignung eines Bildes als Quelle für einen speziellen Inhalt bleibt in jedem Fall zu klären und erkennbare Besonderheiten sind immer zu überprüfen.

Unabhängig von den abgebildeten Sujets geben die ausgestellten fotografischen Bilder aus dem privaten und beruflichen Umfeld der Frauen auch einen Überblick über die Entwicklung der privaten Fotos in den vergangenen 150 Jahren. Der zeitliche Beginn etwa um 1860 ist dadurch begründet, dass zum einen in dieser Zeit die meisten alten Fotoalben im Privatbesitz einsetzen und wir zum anderen aus diesen Jahren die



Abb. 2: Fotoalbum vom Ende des 19. Jahrhunderts in einer der Vitrinen.

ältesten Aufnahmen besitzen, von denen wir wissen, wer darauf abgebildet ist. Nach vorn erstreckt sich der zeitliche Rahmen der Ausstellung bis in die Gegenwart, im begleitenden Bildband endet er bereits etwa 1970.

Zur Entstehungsgeschichte der Fotos

Die in der Ausstellung präsentierten Fotos stammen zum überwiegenden Teil aus dem Besitz von Privatpersonen und entstanden zweifellos als Erinnerungsfotos. Die frühen Aufnahmen sind in den Ateliers von Fotografen hergestellt worden, weil die Technik der Plattenkameras noch kompliziert und die Geräte schwer waren. Die Schärfe dieser Bilder ist jedoch oft erstaunlich hoch. Die Personen mussten allerdings dafür über eine längere Zeit völlig bewegungslos bleiben, was wiederum die starren Gesichtszüge erklärt, die bei vielen Betrachtern zwangsläufig zu der irrigen Annahme führt, früher seien alle Menschen immer so ernst gewesen.

Die Entwicklung leichter zu handhabender Kameras Ende des 19. und vor allem Anfang des 20. Jahrhunderts ermöglichte dann auch ihre private Anschaffung und somit die Amateurfotografie.

Einige Bilder waren darüber hinaus für eine begrenzte oder sogar größere Öffentlichkeit gedacht, wie das Pressefoto der Landfrau Ursel Sinn, die 1974 an einer Demonstration zur Anhebung der Vorsteuerpauschale zum Haus des damaligen Bundeskanzlers Helmut Schmidt am Brahmssee teilnahm.

Die Ausstellungen des Archivs

In diesem Jahr haben wir unsere LandFrauen-Ausstellung wieder in derselben Bauernhausdiele aufgebaut, in der auch die erste Ausstellung aus den Beständen des damals ganz jungen Archivs der Landfrauen mit dem Titel „LandFrauenGeschichte“ zu sehen war. Die Gestaltung mag manchen Besucher oder manche Besucherin vielleicht an jene Ausstellung erinnern, weil wir als Grundfarbe für den Raum wieder dasselbe Rot, unser Museumsrot, gewählt haben. Wir wollen damit zeigen, dass diese Ausstellung gewissermaßen eine Ergänzung der damaligen ist – mit anderen Mitteln.

Die Ausstellung „LandFrauenGeschichte“

Die Ausstellung von 2009 sollte erste Einblicke in die Sammlung geben, um den Menschen zu vermitteln, was gesammelt wird und sie zu ermuntern, ähnliche Dinge, die sie vielleicht zu Hause haben, an das Archiv abzugeben. Insbesondere wollten die Beteiligten die Sensibilität für die Bedeutung historischer Dokumente steigern, damit künftig, beispielsweise bei Haushaltsauflösungen, weniger weggeworfen und öfter im



Abb. 3: Teil einer Ausstellungswand.

Freilichtmuseum nachgefragt wird, ob Schriftstücke für das Archiv von Bedeutung sind.

Vom gedruckten über das handgeschriebene Buch über Werbeheftchen zum Kochen, Backen, Putzen oder Einkochen, Hefte mit Haushaltstipps, Verhaltensempfehlungen für Schwangere, Merk- und Tagebücher der Frauen auf Landwirtschafts- und Landfrauenschulen bis zu Dokumenten wie Zeugnissen, Testamenten oder Hofübergabe-Verträgen war alles zu sehen, was sich aus den unterschiedlichen Bereichen bereits im Archiv befand. Einzelne Fotos dienten damals nur dazu, die Inhalte zu unterstreichen und aufzulockern. Konzeptionell wurden die Objekte unter dem Aspekt der Entwicklung vom 19. Jahrhundert bis in die 1960er Jahre präsentiert.

Zur Sammlungsstrategie des Archivs

In den ersten Archivjahren haben wir alles, was dokumentationswürdig war, gleichermaßen gesammelt, ohne von unserer Seite spezielle Wünsche zu äußern. Und offensichtlich lagen in vielen Haushalten Dokumente, von denen man bereit war, sich zu trennen, die man aber nicht hatte wegwerfen wollen. Jedenfalls war die Zahl der Eingänge von Archivobjekten etwa zwei Jahre lang sehr hoch. Danach wurde es weniger.

Parallel dazu hatten wir unsere aktive Sammeltätigkeit allerdings etwas verändert. Selbstverständlich nahmen und nehmen wir weiter Objekte, wie sie vorher gesammelt wurden, aber wir baten nun verstärkt darum, uns Bildmaterial zur Verfügung zu stellen. Am liebsten ist uns natürlich, wenn wir die originalen alten Fotografien bekommen. Aber im Gegensatz zu anderen Sammlungsbereichen freuen wir uns auch, wenn jemand, der sich von seinen Fotos nicht trennen mag, uns diese leihweise zur Verfügung stellt, damit wir sie digitalisieren können, denn unser Bildarchiv ruht auf zwei Säulen: einerseits den historisch entwickelten Bildern und einem digitalen Bestand andererseits. Auf diese Weise wird im Laufe der Zeit ein einmaliger Bildfundus zur Geschichte der Frauen auf dem Land in Schleswig-Holstein entstehen.

Warum und wie sammeln wir Fotos?

Wenn man etwas sieht, kann man es besser verstehen oder glauben. Bekannt ist auch das Gehirntraining, bei dem die Probanden lernen, sich Gesichter oder Namen durch zusätzliche gedachte Bilder zu merken. Bilder sind meistens eingängiger als jede Erklärung.

Allerdings kommen sie oft nicht ganz ohne Erläuterung aus, will man ihren Inhalt verstehen, denn je weiter die Bilddarstellung von der Lebenswirklichkeit des Betrachters entfernt ist, desto wichtiger werden solche erklärenden Worte. Welcher Jugendliche kennt z. B. heute noch Heureuter oder Getreidehocken aus eigener Anschauung?

Die neue Ausstellung „Frauenbilder – Lebensmomente“

Zu jedem Bild, das in der Ausstellung hängt, ließe sich vieles sagen bzw. schreiben. Wir haben uns aber bemüht, die notwendigen Erläuterungen auf knappe Einführungstexte zu den einzelnen Themenbereichen und kurze Bildinformationen zu beschränken, weil die Lesebereitschaft von Museumsbesuchern nicht allzu groß ist. Wer mehr Informationen möchte, sollte sich den Begleitband anschaffen.

Die meisten gezeigten Fotografien sind aus einer Gruppe von Fotos zu einem bestimmten Thema ausgewählt worden. Die Kriterien hierfür waren:

- ihre unmittelbare inhaltliche Aussagekraft, ohne dass ausführliche Erläuterungen notwendig wären,
- die Bildschärfe, weil sie für die Vergrößerungen bis auf DIN A 2 notwendig war,
- und letztlich das Vorhandensein von Hintergrundinformationen über die abgebildeten Personen oder Geschehen.

Inhaltlich gliedert sich die Ausstellung in sechs Module:

- Zeitgeschichtliches zwischen 1860 und 2012,
- die Lebensphasen von der Kindheit bis ins Alter,
- Haus und Hauswirtschaft,
- Hof und Feld,
- andere Berufe als der der Bäuerin und
- die Freizeit mit kleinen Pausen, Festen und Ausflügen.

Beispiele aus der Ausstellung und: Was können wir den Bildern entnehmen?

Erstes Beispiel: Ein Paar

Das erste Bild der Ausstellung (Abb. 4) zeigt das Portrait eines Paares, vermutlich eines Ehepaares. Die Kleidung des Mannes legt eine Datierung in das dritte Viertel des 19. Jahrhunderts nahe, es ist aber denkbar, dass sich mancher junge Mann darin heute auch wohlfühlen würde. Die Frau hat dagegen für unseren derzeitigen Geschmack eine unvorteilhafte Frisur und die vielen Bundfalten des Rocks verstärken den Hüftbereich so sehr, dass ihre Aufmachung nicht annähernd unserem Schönheitsideal entspricht. Ihre Kleidung ist genauer als die ihres Mannes auf die Jahre um 1860 einzugrenzen.

Was an diesem Bild, ungeachtet aller Ästhetik, hervorhebenswert ist: Sie steht und er sitzt! Das begegnet uns bei sehr vielen Fotos aus der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts und ist unter dem Aspekt der sozialen Rangordnung zu verstehen. Der Sitzplatz hatte in dieser Hinsicht immer eine Bedeutung. Dem Hausherrn stand grundsätzlich der beste zu. Älteren oder höher gestellten Personen bot man immer einen Platz an. Wenn nicht genügend Plätze vorhanden waren, blieb man eben selber stehen. Es gab in Schleswig-Holstein übrigens früher – vor der Zeit des Fotos – auch eine Zeit lang Esstische, bei denen die Männer auf der Fensterseite hinter dem Tisch einen Sitzplatz hatten, während die Frauen davor stehen blieben. Da



Abb. 4: Catharina V. aus Pöschendorf und Hans M. aus Kellinghusen kurz vor oder nach ihrer Hochzeit, etwa 1860.

wir uns bei dem beschriebenen Foto in einer Zeit befinden, in der das Patriarchat noch in voller Blüte war, kann man diese Konstellation in demselben Sinn verstehen. Der Sitzplatz und damit die Ehre standen damals in erster Linie den Männern zu.

Die Informationen, die wir zu diesem Bild besitzen, bestätigen die Datierung und besagen im Übrigen, dass es sich um die Eheleute Catharina und Hans M. aus Pöschendorf handelt, die sich im Heimatort des Mannes, in Kellinghusen fotografieren ließen. Nach der Heirat führten sie in ihrem Heimatort einen Hof. Solche Informationen – wie die Dargestellten heißen, wer einen Hof erbt oder einheiratete – können wir dem Foto natürlich ohne zusätzliche Informationen nicht entnehmen.

Zweites Beispiel: Ein Hochzeitsfoto

Wie wichtig es für die Rezeption eines Bildes sein kann, Näheres über die Geschichte, über das Geschehen zu kennen, das mit dem Foto verbunden ist, lässt sich an einem weiteren Beispiel der Ausstellung (Abb. 5) verdeutlichen. Wir sehen dort drei

Paare – man könnte meinen, es handele sich um drei Brautpaare, weil alle Frauen lange, festliche weiße Kleider tragen. Aber nur die mittlere hat zusätzlich einen Kopfschmuck mit Schleier. Die Braut lächelt glücklich, der Bräutigam etwas verhaltener. Die beiden Frauen an den Seiten wirken älter und man kann – wie wir aus den Informationen wissen mit



Abb. 5: Dora G. und Gustav H. bei ihrer Hochzeit 1941.

Recht – vermuten, dass es sich um die Schwestern handelt. Sie scheinen ihre eigenen Brautkleider zurückliegender Hochzeiten zu tragen, wohl weil sie für die Anschaffung eines weiteren festlichen Kleides nicht die finanziellen Mittel hatten – so wie wir es umgekehrt aus der ersten Hälfte des 20. Jahrhunderts von den schwarzen Kleidern kennen, die auch zur eigenen Hochzeit getragen wurden. Auffallend ist weiterhin, dass der Bräutigam eine Uniform trägt.

Die Informationen zum Bild bestätigen den Eindruck: Die Hochzeit fand 1941, also mitten im Zweiten Weltkrieg, statt. Sowohl das Tragen der Uniform wie der wei-

Ben Kleider – was Frauen eigentlich nicht tun sollten, um der Braut nicht ‚die Schau zu stehlen‘ – wird in Anbetracht der Zeitumstände nachvollziehbar.

Eine weitere Information, die wir von der Schwiegertochter des Paares in der Mitte, die das Bild zur Verfügung stellte, bekamen: Der Bräutigam, Gustav, fiel im Krieg, das heißt er galt ab 1944 als vermisst und kam nicht wieder zurück. Seine Frau, Dora, musste daraufhin nicht nur das Leben mit Kind allein meistern, sondern, da ihr Schwiegervater ebenfalls starb, auch die Verantwortung für den Hof übernehmen, auf den sie ja erst kurze Zeit vorher eingeeheiratet hatte.

Bildinformationen

Glücklicherweise stehen nicht immer so traurige Geschichten hinter den Bildern, aber sie rühren uns zweifellos am meisten an. Und diese ist ein gutes Beispiel dafür, wie intensiv Foto und Geschichte zusammen auf den Betrachter und Leser wirken.

Daher weisen wir immer wieder darauf hin, wie wichtig es ist, zu Fotos, die ins Archiv gegeben werden, schriftlich festzuhalten, was an Informationen vorliegt, wie:

- Wer sind die Personen?
- Wann und wo entstand die Aufnahme?
- In welchem Zusammenhang ist sie zu sehen?
- Wo lebten die Personen, sofern die Fotos nicht zu Hause entstanden sind?
- Angaben zu Alter, Beruf und Ähnliches.

Bei Arbeitsfotos kann es z. B. sinnvoll sein, Arbeitsabläufe, die nicht mehr allgemein bekannt sind, zu benennen und gegebenenfalls sogar zu beschreiben.

Und für die heimischen Fotobestände gilt im Übrigen dasselbe: nämlich die Erinnerungen der Älteren rechtzeitig zu nutzen, auch wenn die Bilder nicht ins Archiv gegeben werden sollen. Für die folgenden Generationen ist es viel interessanter, das Bild einer Ururgroßmutter zu besitzen, als das einer namenlosen Fremden.

Sammlungslücken im Fotobestand

Die Auswahl der beiden Bilder könnte fälschlicherweise so verstanden werden, als suchten wir vor allem Aufnahmen von Paaren, was keineswegs der Realität entspricht. Hochzeitspaare sind ebenso wie Konfirmanden oder besondere Feiern und Ausflüge häufig fotografiert worden. Was dagegen wesentlich seltener für die Nachwelt im Bild festgehalten wurde, sind die täglichen Abläufe, Frauen beim Abwasch etwa oder beim Einkaufen.

Für andere Arbeitsbereiche verhält es sich nicht anders: Das Archiv sammelt ja bekanntermaßen nicht nur Dokumente zum Leben der Bäuerinnen, sondern bezogen auf

alle Frauen im ländlichen Raum. Aber auch sie wurden selten bei der Arbeit fotografiert. In dieser Hinsicht bestehen noch große Lücken in unserer Sammlung.

Offen ist auch noch ein großer Dokumentationsbereich über jene Frauen, die zu den unteren sozialen Gesellschaftsschichten gerechnet werden, oder die durch besondere Situationen aus der Lebensbahn gerieten, wie z. B. junge Ledige, die ungewollt schwanger wurden, nicht heirateten bzw. geheiratet wurden und allein dastanden. Oder die zahllosen jungen Mädchen, die an den Folgen von unsachgemäßen Abtreibungen starben. Sie alle sind für uns nicht greifbar, es gibt keine Fotos – ebenso wenig wie private Nachlässe – oder wenn es welche gab, hat wohl niemand sie aufgehoben oder gar weitergegeben und die Geschichte dazu erzählt.



Abb. 6: Melkende Frau, 1920er Jahre.

Über Fotos können wir uns diesen Frauen offensichtlich nicht annähern. Das müssen wir vermutlich über amtliche Archivalien tun. Wir dürfen aber nicht vergessen, dass es sie gab, und dass alle, die in Bildern der Ausstellung versammelt sind, ein gesellschaftlich anerkanntes Leben in einer sozialen Gemeinschaft geführt haben – auch wenn der persönliche Lebensweg mehr oder weniger schwer war.

Bilder aus 150 Jahren Landfrauengeschichte

Auf einem der letzten Bilder in der Ausstellung sehen wir eine moderne junge Frau bei der Arbeit mit den Kühen, einer Arbeit, die auch historisch zu den wichtigsten Aufgabenbereichen der Frauen gehörte. Heute allerdings kann sie sich „Herdenmanagerin“ nennen, wenn sie die nötige Qualifikation dafür erworben hat. Sie beherrscht dann die Stalltechnik, hat gelernt, was man z. B. über Tiergesundheit, Futterzusammensetzung oder Zucht wissen muss.



Abb. 7: Claudia W., eine Herdenmanagerin, 2012.

Zwischen dem weiter oben aufgeführten Bild mit dem Portrait eines Ehepaars und dem Foto der Herdenmanagerin sind etwa 150 Jahre vergangen, Jahre, in denen sich das Leben, die Technik und die Rolle der Frauen radikal verändert haben. Unsere Vorfahrinnen hätten sich damals eine derartige Entwicklung sicher nicht vorstellen können.

Es ist gut, sich die Geschichte rückblickend vor Augen zu führen und dazu soll unsere Ausstellung, die zwei Jahre lang jeweils bis Ende September zu sehen sein wird, dienen. Das Verständnis für unsere Umwelt – die nahe wie die fernere – kann dadurch nur gewinnen.

*„Geschichte ist nicht nur Geschehenes,
sondern Geschichtetes – also der Boden,
auf dem wir stehen und bauen.“*
(Hans von Keler, deutscher Theologe)

Literatur

- Benjamin, Walter (1977), Kleine Geschichte der Photographie. In: Walter Benjamin, Gesammelte Schriften, Bd. II. Frankfurt/M.
- Boehm, Gottfried (2008), Wie Bilder Sinn erzeugen. Die Macht des Zeigens. Berlin.
- Burda, Hubert (2010), In Medias Res. Zehn Thesen zum Iconic Turn. Paderborn.
- Looft-Gaude, Ulrike (2012), Frauenbilder – Lebensmomente in Schleswig-Holstein (= Veröffentlichungen des Schleswig-Holsteinischen Freilichtmuseums, Bd. 8; zugleich: Zeit und Zeitgeschichte. Veröffentlichungen der Sparkassenstiftung Schleswig-Holstein, Bd. 27). Neumünster.
- Looft-Gaude, Ulrike (2008), LandFrauenGeschichte – Eine Ausstellung zur Geschichte der Frauen auf dem Land in Schleswig-Holstein. In: Berichte aus dem Schleswig-Holsteinischen Freilichtmuseum, 45, S. 56-74.

Leinen los!

Zur Erweiterung und Neugestaltung des Flensburger Schifffahrtsmuseums

Thomas Overdick

Am 9. März 2012 wurde das Flensburger Schifffahrtsmuseum nach zwei Jahren Um- und Ausbau neu eröffnet. Ziel des Projektes war nicht nur eine Vergrößerung der Ausstellungsfläche, sondern eine komplette Neukonzeption des 1984 eröffneten Museums. Möglich wurde das Projekt Dank des Ankaufs des ehemaligen Zollamtsgebäudes auf dem Museumshof, das der Förderverein des Museums 2003 erworben und der Stadt Flensburg für die Erweiterung des Schifffahrtsmuseums übereignet hat. Die Perspektive zur Vergrößerung bot die Chance, das Museumskonzept vor dem Hintergrund veränderter wirtschaftlicher und sozialer Rahmenbedingungen grundlegend zu überdenken. Mit der Übergabe des Förderbescheids im April 2010 fiel nach mehrjähriger Vorbereitung endlich der Startschuss. Die Gesamtinvestitionssumme für das Projekt betrug 3,65 Millionen Euro, davon kamen 50 Prozent aus dem EU „Zukunftsprogramm Wirtschaft“, 20 Prozent aus Mitteln des Landes Schleswig-Holstein und 30 Prozent von der Stadt Flensburg, dem Träger des Schifffahrtsmuseums. Darüber hinaus unterstützte der Förderverein des Museums das Projekt mit insgesamt rund 400.000 Euro. Im Folgenden werde ich die grundlegenden Überlegungen zum Konzept der Erweiterung und Neugestaltung des Flensburger Schifffahrtsmuseums umreißen und anschließend näher darstellen, wie sich das neue Museum nach dem Umbau heute präsentiert.

Maritime Museen im Wandel

Maritime Museen und andere maritime Kulturinstitutionen stehen derzeit vor der großen Herausforderung eines sich wandelnden Publikums. Bis in die 1980er Jahre hinein hatte die Mehrheit der typischen Nutzer und Unterstützer maritimer Museen einen persönlichen Bezug zur Seefahrt: Es waren Menschen aus der Seefahrt – Kapitäne, Schiffsingenieure, Funker, Fischer, Marinesoldaten, aber auch Hafenarbeiter, Reeder, Schiffsmakler, Kaufleute und Schiffbauer. Die traditionellen Besucher waren also entweder selbst beruflich im maritimen Sektor von Seefahrt und Hafen tätig oder hatten zumindest Familienangehörige, Freunde und Bekannte, die in diesem Bereich arbeiteten. Die Menschen kannten also die See, sie liebten sie, sie verstanden die Bedeutung der Seefahrt „aus erster Hand“, hatten vielleicht auch selber Gefahren und Tragödien auf See erlebt.

In den letzten 50 Jahren ist diese enge Verbindung vieler Menschen zur Seefahrt selbst in den Hafenstädten rapide zurückgegangen. Mit der Einführung moderner Containerschiffe, Supertanker und Massengutfrachter setzte eine enorme Automatisierung und Computerisierung der Arbeit ein, was wiederum umfassende Einsparungen von Arbeitskräften an Bord der Schiffe und an den Kais der Häfen zur Folge hatte. Dieser Wandlungsprozess hinterließ auch in den Hafenstädten und Küstenregionen tiefe Spuren – landschaftlich, architektonisch, ökonomisch und sozial. Der zunehmende Bedarf an tieferem Fahrwasser und größeren Lager- und Umschlagsflächen führte zu einer schrittweisen Verlagerung der Hafenareale weg aus den Stadtzentren hin zur See, wodurch sich letztlich auch die soziale Bedeutung und Wahrnehmung von Häfen veränderte. Bildeten sie bis weit ins 19. Jahrhundert den lebendigen Mittelpunkt der Hafenstädte, so ist heute vielerorts eine scharfe Trennung zwischen Stadt und Hafen zu beobachten. Diese Trennung wird seit 2002 durch die verschärften Zugangsbeschränkungen zu Schiffen und Hafenanlagen noch weiter verfestigt (Stichwort ›International Ship and Port Facility Security Code‹, kurz ISPS-Code). Gleichzeitig ist jedoch in den letzten 25 Jahren auch verstärkt eine stadtentwicklerische Revitalisierung und Umnutzung brach liegender Hafenbereiche für Freizeit und Wohnen festzustellen – eine Entwicklung, die mitunter zu Konflikten mit den traditionellen wassergebundenen Gewerben führt.

Am Anfang dieser Entwicklungen stellten Schifffahrtsmuseen eine Art Rückzugsort für die im Verschwinden begriffene alte maritime Welt dar. Doch mit dem zunehmenden Alter des „Stammpublikums“ drohen die traditionellen Schifffahrtsmuseen mit ihren Schiffsmodellen, nautischen Instrumenten, Schiffsporträts und Maschinen zu fremden Orten zu werden, die keinen Bezug mehr zu den kollektiven Erinnerungen ihrer Nutzer aufweisen. Tony Tibbles, ehemaliger Direktor des Liverpool Maritime Museums, hat diesen Umstand in einem Kommentar einmal sehr pointiert umrissen:

“Traditionally, maritime museums were about ships and technology and very male orientated. They were full of model ships, navigational instruments and explanations of shipping rigs that people admired, but didn’t understand, or even the development of the compound steam engine that bored the pants off virtually everyone.”¹

Die Hauptfragen, die derzeit in vielen maritimen Museen diskutiert werden, lauten entsprechend: Welche Botschaft vermitteln Schifffahrtsmuseen heute über die maritime

1 Tony Tibbles: Have museums finally cracked how to make maritime collections interesting? In: Museums Journal, 10/2008, S. 16.

Welt? Und an wen übermitteln sie diese Botschaft?² Diese Fragestellungen haben ein grundlegendes Umdenken in den Sammlungs- und Vermittlungskonzepten ausgelöst, die sich eindrucksvoll in verschiedenen Um- und Neubauprojekten niederschlagen, die etwa in den maritimen Museen in Liverpool, Helsingør oder Amsterdam realisiert worden sind bzw. zurzeit umgesetzt werden.

Die wandelnden Besuchergruppen maritimer Museen machen die Zielgruppenarbeit zur zentralen Schlüsselaufgabe, um in der Museumsarbeit die alte Verbindung zwischen Mensch und Meer wieder herzustellen. Eine naheliegende Strategie dafür ist das Erzählen von Geschichten, die die verschiedenen Sachzeugen der musealen Sammlungen lebendig machen. Die Welt der Seefahrt hat seit jeher die Menschen fasziniert und dazu inspiriert, ihre Geschichten zu erzählen. Es sind Geschichten von Entdeckern und Eroberern, von Sklaven und Auswanderern, von Kapitänen und ihrer Mannschaft, vom Fischer und seiner Frau, von Piraten, Seejungfrauen und Meeresungeheuern. In der Schifffahrtsgeschichte spiegelt sich die Menschheitsgeschichte. Gleichzeitig hat die Faszination der Seefahrt auch immer in der Fremde und Ferne einer in sich geschlossenen Lebens- und Arbeitswelt gelegen, die für die an Land Gebliebenen nur schwer vorstellbar war und ist. Seefahrt handelt also tatsächlich nicht bloß von Schiffen und Technik, sondern vor allem von der menschlichen Erfahrung auf See zu sein. Diese kollektiven und individuellen Geschichten gilt es, in maritimen Museen zu erzählen. Die Herausforderung des Erzählens liegt heute darin, die alten Geschichten einem neuen Publikum zu erzählen. Hierfür bieten die Möglichkeiten moderner Ausstellungstechnik und Präsentationsweisen unzählige gestalterische Möglichkeiten. Gleichzeitig gilt es aber auch, den alten Geschichten neue hinzufügen, um so neue Perspektiven etwa auf geschlechtsspezifische, soziale oder ökologische Aspekte zu eröffnen. Hierin liegt auch die Chance, Bezüge zur Gegenwart zu schaffen – eine Herausforderung, die bei der globalen Bedeutung der Seefahrt in Vergangenheit, Gegenwart und Zukunft im Grunde unzählige Anknüpfungspunkte bietet.

Die Neukonzeption des Flensburger Schifffahrtsmuseums

Der beschriebene Reflexionsprozess hat auch das Projekt der Erweiterung und Neugestaltung des Flensburger Schifffahrtsmuseums maßgeblich geleitet und geprägt. So war es hier schnell klar, dass es nicht nur darum gehen sollte, ein inhaltliches Konzept für die neuen Ausstellungsflächen zu erstellen, sondern vielmehr sollte ein ganzheitliches Museumskonzept entwickelt werden, das die unterschiedlichen Aufgaben be-

² Vgl. hierzu u. a. die Tagungsprogramme der ICMM Kongresse unter: <http://www.icmmonline.org>. (05.05.2012).

rücksichtigt, die dem Flensburger Schifffahrtsmuseum im Spannungsfeld zwischen wissenschaftlicher Museumsarbeit, regionaler Identitätsstiftung und touristischem Freizeitvergnügen zukommen. Als Ziel wurde schließlich die Entwicklung des Museums zum Kultur- und Kommunikationszentrum des Historischen Hafens Flensburg definiert, womit eine klare Öffnung signalisiert werden sollte, die dem Museum eine aktive Rolle als Netzwerker und Knotenpunkt in der lebendigen und vielschichtigen Flensburger maritimen Szene mit dem Museumshafen, dem Salondampfer „Alexandra“, dem Verein Klassische Yachten und der Museumswerft zuweist.

Konkret wurden für die Erweiterung und Neugestaltung folgende Ziele definiert:

- Umbau des ehemaligen Zollamtshauses zu einem museumsgerechten Ausstellungsgebäude;
- Schaffung eines Ausstellungsraums für die Präsentation der Großobjekte der technischen Sammlung (Schiffsdiesel, Dampfkessel, Dampfmaschine etc.);
- Insgesamt Vergrößerung der Ausstellungsfläche von 920 qm auf 1.370 qm;
- Entwicklung und Umsetzung einer zeitgemäßen, familienfreundlichen und kindgerechten Ausstellungsgestaltung;
- Schaffung eines einladenden und großzügigen Foyerbereichs;
- Optimierung der Infrastruktur mit Museumspädagogikraum, Veranstaltungsraum, Museumsladen und Museumscafé;
- Aufwertung des Museumshofes als Verweil- und Aktionsfläche;
- Optimierung der Verwaltungsräume (Büros, Arbeitsraum für Ausstellungsvorbereitung und Inventarisierung, Optimierung der Unterbringung von Bibliothek und Archiv, Schaffung von Arbeitsplätzen für ehrenamtliche Helfer).

Für die architektonische Gestaltung des Umbaus und der Erweiterung konnte das Kappeler Architektenbüro Sunder-Plassmann gewonnen werden, das u. a. schon mit dem 2009 eröffneten Museum Kunst der



Abb. 1: Hof des Flensburger Schifffahrtsmuseums (Teilansicht).

Westküste in Alkersum auf Föhr seine Kompetenz für zeitgemäße Museumsbauten bewiesen hat. Die Ausstellungskonzepte und -inhalte wurden vom wissenschaftlichen Team des Museums – der wissenschaftlichen Mitarbeiterin und Museumspädagogin Susanne Grigull, der Volontärin Anne Dombrowski und mir als Museumsleiter – erarbeitet und zusammen mit dem Flensburger Gestalter Rainer Prüß umgesetzt.

Leitgedanke der neuen Dauerausstellung ist es, anhand ausgewählter Themen die besondere Entwicklung und Bedeutung Flensburgs als Hafen- und Handelsstadt in Vergangenheit und Gegenwart herauszuarbeiten und verständlich zu machen. Aus diesem Grund wurden allgemeine Aspekte zur Seefahrtsgeschichte zugunsten der Ausarbeitung Flensburger Besonderheiten zurückgestellt, um auf diese Weise das Ausstellungsprofil des Flensburger Schifffahrtsmuseums klar von anderen Schifffahrtsmuseen im erweiterten Einzugsbereich abzugrenzen (Kiel, Husum, Aabenraa). Abgestimmt auf die vorhandenen räumlichen Ressourcen wurde für das neue Ausstellungskonzept folgende Themenauswahl getroffen:

- Hafen und Höfe – Flensburgs Entwicklung als Hafen- und Handelsstadt;
- Sklaven, Zucker, Rum – Flensburgs Reichtum aus Westindien;
- Schiffstechnik – Alltag an Bord im Spiegel der Technisierung der Seefahrt im 20. Jahrhundert;
- Werft – Geschichte der Flensburger Schiffbau-Gesellschaft (FSG);
- Fördeschifffahrt – Entwicklung und Bedeutung der regionalen Fahrgastschifffahrt;
- Tauwerk und Takelage – Vorführwerkstatt zum maritimen Handwerk.

Gestalterisch orientieren sich die neuen Ausstellungen an folgenden Prinzipien:

- Themen zentrierte Gliederung für eine optimale Orientierung und Besucherführung;
- atmosphärische Gestaltung (Raumerlebnis Ausstellung);
- aktive Beteiligung der Besucher (Interaktivität);
- Erlebnis- und Erkenntnismöglichkeiten mit allen Sinnen (Sehen, Hören, Fühlen, Riechen);
- Schaffung lokaler, regionaler und persönlicher Bezüge zu den Ausstellungsthemen zur Förderung von Identifikation und Auseinandersetzung.

Die Abteilung „Hafen und Höfe“ im ersten Geschoss des alten Zollpackhauses ist der Entwicklung und Bedeutung Flensburgs als Hafen- und Handelsstadt gewidmet und bildet die zentrale Ausstellungseinheit innerhalb des neu gestalteten Museums. Die Abteilung dient der Einführung und stellt die weiteren Ausstellungsthemen in den Gesamtkontext der Stadtgeschichte. Ziel ist es, verständlich zu machen, dass die Ent-

wicklung Flensburgs ohne seinen Hafen und den Seehandel nicht denkbar ist, und zwar nicht nur im historischen Rückblick, sondern auch für die heutige Situation. Zwar ist die wirtschaftliche Bedeutung des Hafens heute im Vergleich zu früher deutlich geringer, gleichwohl stellt er nach wie vor das Herz und Zentrum der Stadt dar. Anspruch der Ausstellung ist es daher, entlang der Hafengeschichte die Stadtgeschichte verständlich zu machen, die Multifunktionalität von Häfen als vielschichtigen Wirtschafts- und Freizeitort herauszuarbeiten und grundsätzlich die Besucher dazu einzuladen, über die regionale Identität Flensburgs nachzudenken. Im Mittelpunkt der Ausstellung steht das große Stadtmodell, das Flensburg zu seiner ersten Blütezeit um 1600 darstellt. Mit den Kaufleuten, Kapitänen und Reedern werden die wichtigsten Akteure des Seehandels vorgestellt. Inszenierungen zu den Bereichen Ziegel, Kohle und Holz bieten Einblicke in den Warenumsatz. Die Fotoserie „Menschen am Hafen“ schafft einen Bezug zum heutigen Hafentreiben. Eine Flotte von Modellschiffen vor einer großen Weltkarte verdeutlicht die weltweiten Fahrtengebiete Flensburger Schiffe im Wandel der Zeiten, wobei dem Walfang und der Chinafahrt besondere Aufmerksamkeit zukommt. Ausgewählte Objekte aus der Sammlung des Museums erzählen anhand von Einzelschicksalen von den Gefahren und Herausforderungen der Seefahrt – etwa eine Trillerpfeife, die fünf Menschen aus Seenot vor der englischen Küste Cornwalls gerettet hat, oder ein Gebetsbuch, mit dem der Flensburger Schiffer Hans Dethleffsen ein Lebenszeichen aus seiner Gefangenschaft an der nordafrikanischen Barbaresken-Küste in die Heimat senden konnte, von wo aus man am Ende – trotz leerer Sklavenkasse – seinen Freikauf organisierte.

Die Abteilung „Sklaven, Zucker, Rum“ befindet sich im Hochparterre des Zollamtshauses und wendet sich dem bedeutendsten Kapitel der Flensburger Schifffahrtsgeschichte zu, nämlich der Westindienfahrt. Ziel der Ausstellung ist es, den Flensburger Zucker- und Rumhandel des 18. und 19. Jahrhunderts, der der Fördestadt unermesslichen



Abb. 2: Ausstellung Dänisch-Westindien.

Reichtum bescherte, im Kontext des Kolonialismus darzustellen. So werden erstmals in aller Deutlichkeit der transatlantische Dreieckshandel, die Sklaverei und die Plantagenwirtschaft präsentiert. Die Ausstellung versteht sich damit als Beitrag zur Aufarbeitung und Bewusstmachung der kolonialen Vergangenheit Flensburgs und damit auch Schleswig-Holsteins. Gleichzeitig werden die Genussmittel Zucker und Rum in ihrer Bedeutung im Rahmen der europäischen Genussskulturgegeschichte dargestellt und gewürdigt. Die Besucher unternehmen eine Reise aus dem absolutistischen dänischen Reich des 17. und 18. Jahrhunderts auf die dänisch-westindischen Inseln zurück nach Flensburg. Visueller Stolperstein ist dabei die geschnitzte Figur einer Afrikanerin, die auf den zweiten Blick als gefesselt und auf dem Weg in die Sklaverei erkennbar ist. Ein großes Modell einer typischen westindischen Zuckerplantage verdeutlicht das absolute System der Plantagenwirtschaft und die komplexen gesellschaftlichen Strukturen in den Kolonien. Deren Teil waren nicht zuletzt auch Flensburger Handelshäuser, was am Beispiel der Kaufmannsfamilien Christiansen und Brodersen gezeigt wird. Der Flensburg-Raum der Ausstellung schafft einen direkten Bezug zum Kulturpfad der „Rum & Zucker Meile“, der 2009 vom Schifffahrtsmuseum entwickelt wurde und zu 20 Gebäuden führt, die noch heute von Flensburgs Kolonialgeschichte zeugen. Ein Höhepunkt der Ausstellung

ist das originale Interieur des Flensburger Kolonialwarenladens CC Petersen von 1894, das einen stimmungsvollen Rahmen bildet, um die Vielfalt der Flensburger Rumfirmen zu präsentieren. Eine Fotodokumentation von den heutigen US Virgin Islands sowie Videointerviews mit Nachfahren der Sklavengenerationen zeigen die Aktualität der (post-)kolonialen Geschichte auf, die auch knapp 100 Jahre nach dem Verkauf der Inseln an die USA noch nicht befriedigend auf- und verarbeitet ist. Hier liegen wichtige Anknüpfungspunkte für künftige Forschungsprojekte des Schifffahrtsmuseums.



Abb. 3: Kolonialwarenladen.

Eine Etage höher befinden sich die Abteilungen zur Werft und Fördeschiffahrt, die zusammen eine spannende Klammer zur Geschichte von Arbeit und Freizeit in der Fördestadt bilden. Sowohl die Flensburger Werft als auch der Beginn der Personen- und Fahrgastschiffahrt werden als Produkt der Industrialisierung interpretiert. Mit der Flensburger Schiffbau-

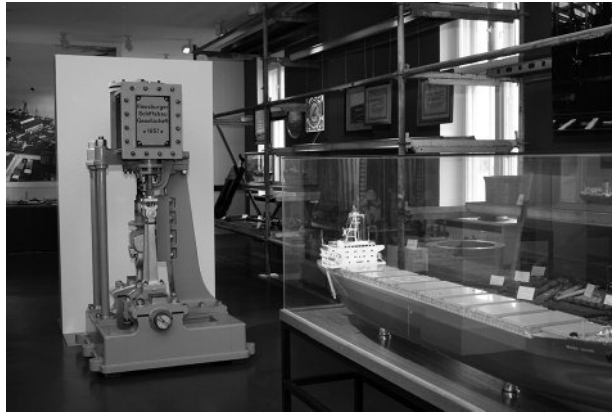


Abb. 4: Ausstellung zur Flensburger Schiffbau-Gesellschaft.

Gesellschaft (FSG) entstand Flensburgs größter Industriebetrieb, dessen Konjunkturen und Krisen bis heute Spiegel des Auf und Ab im Flensburger Wirtschaftsleben ist. Die Ausstellung wurde mit aktiver Unterstützung der FSG eingerichtet und soll die laufende Entwicklung der Werft auch weiter begleiten. Die Abteilung zur Fördeschiffahrt konzentriert sich vor allem auf Aspekte der regionalen Freizeitkultur, die sich in den beiden Blütezeiten der Ausflugsfahrten bis zum Ersten Weltkrieg und der Butterfahrten der 1960er bis 1990er Jahre manifestieren. Im Mittelpunkt der Ausstellung steht die begehbare Inszenierung des originalen Steuerhauses des Fördedampfers „Habicht“.

Die fünfte Abteilung zur Schiffstechnik ist in der neuen Ausstellungshalle eingerichtet. Die Ausstellung betrachtet das Schiff als einen Ort, der von den Bereichen Antrieb und Navigation über die Ladung bis hin in die Freizeit durch und durch technisch geprägt ist.

Ziel ist es, die in Schifffahrtsmuseen häufig isoliert betrachteten Maschi-



Abb. 5: Steuerhaus des Fördedampfers „Habicht“.



Abb. 6: Detailansicht Kessel.

nen, Motoren und Navigationsinstrumente in den Gesamtzusammenhang des Bordalltags zu stellen und über die reine Funktionsweise zum alltäglichen Umgang mit Technik unter den besonderen Bedingungen des Bordlebens vorzudringen. Grundlage dieser Ausstellung ist ein umfangreiches Forschungsprojekt, in dessen Rahmen lebensgeschichtliche Interviews mit Flensburger Seeleuten – Männern wie Frauen – geführt wurden. Die Ausstellung bildet im Grundaufbau den Schiffsraum von der Maschine über

die Brücke, Funkbude und den Laderaum bis zu den Kajüten nach, verzichtet aber zugunsten einer vergleichenden Darstellung auf eine rekonstruierende Gesamtinszenierung. Allein von ihrer Größe her dominieren zwei Maschinenobjekte den Raum. Es handelt sich dabei um eine Dampfmaschine mit Dampfkessel aus der Zeit um 1900 sowie einen Schiffsdiesel aus dem Jahr 1934, die die Leitobjekte für den Bereich Antriebs- und Betriebstechnik darstellen. Als Gegengewicht wird eine Brückensituation szenographisch aufgebaut, wo ein ausgemusterter Brückensimulator von der Fachhochschule Flensburg eine große Besucherattraktion darstellt. Beide Bereiche sind durch die Themenfelder Kommunikation, Ladung und Komfort verbunden, die interne und externe Verbindungslinien aufzeigen, aber auch den eigentlichen Sinn und Zweck der Handelsschifffahrt unterstreichen: Nämlich den Transport von Gütern, dem sich letztlich auch das Privatleben der Seeleute unterordnen muss. Eine aktuelle Filmdokumentation von einem Küstenmotorschiff, das in den Flensburger Hafen einläuft und seine Ladung löscht, kontextualisiert die einzelnen Exponate. Hörstationen mit Ausschnitten aus den geführten Interviews bringen lebensgeschichtliche Perspektiven in die Ausstellung.



Abb. 7: Dampfmaschine.

Die letzte Abteilung „Tauwerk und Takelage“ befindet sich in einem Nebengebäude des Museums und dient der aktiven Vermittlung und Vorführung des maritimen Handwerks der Reepschläger und Takler. Die Ausstellung versteht sich damit als lebendige Ergänzung zur Museumswerft, wo man den Bootsbauer und Schiffszimmerer in Aktion erleben kann.

Die Erweiterung und Neugestaltung des Schifffahrtsmuseum soll die Besucherzahlen des Hauses mittelfristig von derzeit rund 30.000 auf 42.000 Gäste

jährlich steigern und das Museum damit als „modernen Tourismus-Magneten“ etablieren, wie es Minister Jost de Jager bei der Neueröffnung des Museums in seinem Grußwort ausdrückte. Am Eröffnungswochenende strömten knapp 15.000 Besucher ins Museum, was von der festen Verankerung zeugt, die das Museum in der Stadt genießt. Im Kontext der soeben angeschobenen Professionalisierung des Historischen Hafens, die langfristig die vielen ehrenamtlich Aktiven der Vereine entlasten soll, stellt die Modernisierung des Museums einen wichtigen Baustein in der Bewahrung, Pflege und Vermittlung der maritimen Geschichte in der Fördestadt und der gesamten Region



Abb. 9: Herstellung eines Seils.

Die „Kongelig Classic“ versteht sich dabei als zentrales Ereignis, um das maritime Erbe der Region Sønderjylland-Schleswig lebendig zu halten.



Abb. 8: Hörstation.

dar. Das nächste Ziel ist die verstärkte Vernetzung des Museums und des Historischen Hafens mit entsprechenden maritimen Institutionen und Initiativen auf dänischer Seite. Als Pilotprojekt dafür findet dieses Jahr erstmals die Interreg-geförderte, grenzüberschreitende Regatta „Kongelig Classic“ statt, die an die erste Regatta im südlichen Ostseeraum erinnern soll, die 1855 Mitarbeiter einer englischen Eisenbahngesellschaft auf der Flensburger Förde ausgerichtet haben.

„4 wie wir. Die Kinderausstellung“. Neue Ausstellung im Volkskunde Museum Schleswig

Guntram Turkowski

Gertrud, Horst, Frank und Laura – so heißen die Stars der neuen Dauerausstellung „4 wie wir“, die im Volkskunde Museum Schleswig jüngst unter großem Publikums- und Medienzuspruch eröffnet wurde. Doch wer sind die vier?

Gertrud ist Bauerstochter, wächst im nordfriesischen Dorf Lindholm auf und erlebt gerade das Jahr 1920. Horst, ein Flüchtlingskind aus Ostpreußen, lebt im Kiel des Jahres 1950. Frank kommt aus Lübeck und wohnt 1980 im heimischen Elternhaus. Und Laura schließlich ist ein Kind der Jetztzeit und wechselt im Jahr 2010 gerade auf das Gymnasium in Schleswig.

Laura begrüßt die jungen Museumsbesucher bereits im Flur vor der Ausstellung und stellt in einem kurzen Animationsfilm die drei anderen Kinder vor: „Das hier sind Frank, Horst und Gertrud. Frank war 1980 zehn Jahre alt. Das war vor 30 Jahren. Horst war 1950 zehn und Gertrud 1920. Horst ist somit 60 und Gertrud 90 Jahre älter als ich. Kompliziert? Nee, ganz einfach: Die drei könnten mein Vater, mein Opa und meine Uroma sein.“ Laura verschweigt allerdings, dass alle vier Kinder eines eint: Sie sind frei erfunden!

Wem es bis hierhin noch nicht aufgefallen ist, dem schwant spätestens beim ersten Blick in die Ausstellung, dass dort einiges anders ist, als sonst im Museum gewohnt. Farbenfrohe Teppichlandschaften und die unmissverständliche Aufforderung „Schuhe aus! (bitte)“ weisen die Richtung: „4 wie wir“ ist eine Ausstellung für Kinder und auch aus deren Sicht erzählt.

Entstanden ist sie aus der in den letzten Jahren gewachsenen Erkenntnis, dass die klassischen und nach wie vor beliebten Spielzeugausstellungen, wie sie sich in vielen Museen finden, vor allem ein erwachsenes Publikum an-



Abb.1: Eingangsbereich.

sprechen: Eltern, Großeltern und Sammler haben daran ihre Freude, Kinder allerdings vermögen nur begrenzte Zeit Interesse am „das hatte ich auch mal-Effekt“ aufzubringen – zumal sich in der Regel die schönen Spielzeuge unerreichbar hinter dicken Vitrinengläsern befinden. Mehr Interaktivität, ein gleichberechtigter Kommunikationsprozess zwischen den Generationen und eine inhaltliche Erweiterung über das Thema Spielzeug hinaus, um Kindheit in verschiedenen Generationen anschaulich und vergleichbar zu machen – das waren einige konzeptionelle Eckpunkte bei der zwei Jahre dauernden Vorbereitung der Ausstellung „4 wie wir“. Zudem gab es den Wunsch, in Planung und Gestaltung neue Wege zu beschreiten. Grundlage dafür war es, ein passendes Team für die Planung der Ausstellung und den Umbau der gut 400 m² umfassenden Ausstellungsfläche zusammenzustellen. Gemeinsam mit Eva Stankowski vom Büro „Raumproduktion“ aus Hamburg entstanden Anfang 2011 die ersten Konzepte und Visualisierungen. Im Laufe der folgenden Monate konnten weitere Mitstreiter für das Projekt gewonnen und begeistert werden, so z.B. die jüngst für den Jugendliteraturpreis nominierte Illustratorin und Grafikerin Lisa Rienermann aus Berlin. In die Planung einbezogen waren auch Studierende des Studiengangs Vermittlungswissenschaften an der Universität Flensburg, die im Rahmen des Seminars „Außerschulische Vermittlungsorte – Museum“ Ideen für einzelne Module der Ausstellung entwickelten. Synchronisiert wurden die Arbeiten der Wissenschaftler, Architekten, Grafiker, Programmierer, Tontechniker, Filmschaffenden, Handwerker und vieler weiterer Sympathisanten und Helfer über das Internet, wo eigens zu dem Zweck eine gemeinsame Plattform eingerichtet wurde. So konnten von den ersten Planungen bis zum Abschluss des Projekts fast täglich die neuesten Fotos, Texte oder Konstruktionszeichnungen zwischen Hamburg und Schleswig ausgetauscht werden.

Die Ausstellung selbst gliedert sich in neun Themenbereiche, die durch die Wand- und Teppichfarben klar erkennbar voneinander abgegrenzt sind. Ein optisch auffälliger, „szenografischer Titel“ weist auf das jeweilige Modul



Abb. 2: Abteilung
„Drunter und Drüber“.

hin, Saaltexte, unterteilt in einen kurzen „SMS-Text“ und einen etwas längeren „Erläuterungstext“ führen in knappen Worten in das Thema ein. Gertrud, Horst, Frank und Laura tauchen auch immer wieder selbst in der Ausstellung auf: Mal geben sie in Sprechblasen kurze Statements z.B. zu ihrem Lieblingskleidungsstück oder -spielzeug ab, mal melden sie sich an anderen Stellen auch akustisch zu Wort. So berichtet Frank beim Abheben eines Telefonhörers aus der Zeit um 1980 von seinen Erfahrungen mit Telefonzellen und handgeschriebenen Briefen. Oder Gertrud erzählt nach dem Berühren eines Granatsplitters von der Volksabstimmung 1920 in Südschleswig und den Zerwürfnissen in der Nachbarschaft.

An anderen Stationen ist der spielerische Wissenszugang noch unmittelbarer angelegt: Eine Fühlstation lässt Unterschiede in der Kleidung unserer vier Kinder sofort taktil deutlich werden, Riechdöschen führen – mal wohl-, mal übelriechend – in das Thema „Ernährung“ ein. Historisches Spielzeug wie der Zauberwürfel von 1980 oder ein Anker-Stein-



Abb. 3: Abteilung „Prost Mahlzeit“.

baukasten der 1920er Jahre kann gleich an Ort und Stelle ausprobiert werden. Die passenden „Verbrauchsobjekte“ wurden extra für die Ausstellung angeschafft oder von Firmen und Verlagen zur Verfügung gestellt. Dabei war dem Museumsteam von Anfang an wichtig, dass die Kinder und Jugendlichen möglichst viele Originalobjekte selbst in die Hand nehmen und ausprobieren können. Klassische Elemente der Ausstellungsvermittlung werden immer wieder durch moderne Medientechnik angereichert.

Genau dieser ausbalancierte Mix ist es, der so gut wie jeden Besucher an irgendeiner Stelle abzuholen vermag: Spiel und Spaß treffen auf Bildungsinhalte und objektbezogenes Lernen. Ruhezonen wie die große Abteilung zum Thema Kommunikation wechseln sich mit bewegungsintensiven Stationen wie der Bobbycar-Rennstrecke ab. Wer durch die Ausstellung stöbert, wird irgendwann auch die Kinderdisco entdecken, in der Modetänze früherer Zeiten zum Nachmachen anregen – natürlich nicht ohne

einen kleinen historischen Bezug zu Schleswig-Holstein: In einer Vitrine thront eindrucksvoll eine Spiegelkugel aus dem Bestand der Kieler Nordmark-Film, die sich seit Jahrzehnten weitgehend unbeachtet im Besitz des Volkskunde Museums befand. Und gelegentlich bricht die Ausstellung auch mit gängigen Erwartungen: Das Thema „Schule, Arbeit, Freizeit“ wird hier einmal nicht mit den üblichen Schulbänken, Kreidetafeln oder Schulwandbildern vermittelt, wie schon so oft gesehen. Stattdessen lädt eine Quizshow dazu ein, allein oder mit mehreren Mitstreitern zu raten, zu rätseln und mitzufiebern.



Abb. 4: Abteilung „Rasant durchs Spielzeugland“.

Sicherlich ist es noch zu früh, um bereits nach wenigen Wochen Laufzeit dieser neuen, in vieler Hinsicht experimentellen Dauerausstellung ein Fazit zu ziehen. Dennoch lassen sich bereits erste Aufschlüsse festhalten: Aus Sicht des Volkskundlers ist erfreulich, dass interaktiv-experimentelle Ausstellungen nicht nur in naturwissenschaftlich orientierten Science-Centern erfolgreich sein können, sondern dass man vergleichbare Vermittlungskonzepte auch auf kulturhistorische Inhalte übertragen kann. Gerade angesichts der bevorstehenden Umwälzungen in der Stiftung Schleswig-Holsteinische Landesmuseen Schloss Gottorf kann diese Erkenntnis ein interessanter Impulsgeber für künftige Ausstellungsvorhaben sein. Trotz des höheren Vorbereitungs- und Finanzierungsaufwands – in diesem Fall ausschließlich aus Drittmitteln getragen – und trotz des deutlich höheren Wartungsaufwands einer solchen interaktiven Ausstellung wird es gerade für volkskundliche und kulturgeschichtliche Museen in den kommenden Jahren eine wichtige Aufgabe sein, sich für neue Fragestellungen und Ausstellungskonzepte zu öffnen und dabei auch bewährte Präsentations- und Vermittlungsformen in Frage zu stellen. Die Besucherinnen und Besucher wissen die Bereitschaft zu Experimenten durchaus zu würdigen, wie die begeisterte Resonanz der ersten Wochen zeigt.

Buchbesprechungen

Helga Bleckwenn (Hg.): Märchenfiguren in der Literatur des Nord- und Ostseeraumes (= Schriftenreihe Ringvorlesungen der Märchen-Stiftung Walter Kahn, Bd. 11). Baltmannsweiler (Schneider Verlag Hohengehren GmbH) 2011, 284 S., zahlr. s/w Abb.

Der vorliegende Aufsatzband steht in der Tradition der Märchen-Stiftung Walter Kahn, die sich der Erhaltung und Erforschung des europäischen Märchengutes – insbesondere der Förderung des Einsatzes von Märchen in der Kinder- und Jugenderziehung – verschrieben hat. Bereits im Sommersemester 2002 startete in Regensburg eine Ringvorlesung, die an weiteren Universitäten fortgesetzt wurde und wird. Im vorliegenden 11. Band sind die im Wintersemester 2004/05 an der Universität Flensburg gehaltenen vierzehn Vorlesungen zusammengestellt. Sie widmen sich im weitesten Sinn der Oikotypik und verfolgen unter diesem Oberbegriff die Einführung und den Wandel von Märchenstoffen, -motiven und -figuren.

Der erste Beitrag von Lothar Bluhm bietet über die später verfolgten regionalen Fragestellungen hinausgehend eine grundsätzliche Einführung. Zum Stand der Märchenforschung stützt er sich hauptsächlich auf Stefan Neuhaus und fasst dessen Ausführungen kritisch zusammen. Zentral ist die Vorstellung der Grimm-Philologie: Als eine ihrer Hauptaufgaben stellt Bluhm die Herausgabe gesicherter Texte mit sachangemessenen Kommentierungen heraus, wobei er sowohl die Entwicklung innerhalb der Romantik, die den Kunstmärchen Vorschub gab, als auch die mündliche Tradierung vorstellt. Ausgehend vom Stand der allgemeinen philologischen Märchenforschung weist er anhand von ausgewählten Beispielen Vorteile und Grenzen des Methodenkanons auf: Die literarisch vorliegenden Fassungen seien zwar einfacher zu vergleichen, doch fehle die Berücksichtigung der Märchen-Zuträger, insbesondere wenn Nachweise für diese nicht vorhanden seien oder aber verschiedene Zuträger nachgewiesen werden könnten.

Angesichts der durch den Titel des Bandes zugeschriebenen Regionalität (um die es ja auch gehen soll) erscheint die Auswahl von Ingrid Jacobsen überraschend: Die Rolle des Erzählers bzw. die Funktionen des Erzählens werden insbesondere an auf Feldforschungen in Venezuela und Brasilien gesammelten Beispielen dargestellt, da Beobachtungen zur mündlichen Überlieferung zwar auch schriftlich fixiert worden seien, das aber 100 bis 200 Jahre zurückliege und es in Europa schon lange keine Erzähler mehr gäbe (vgl. S. 34). Anhand der Beispiele weist Jacobsen nach, wie die Ge-

schichten um Motive aus dem Lebensumfeld ergänzt werden bzw. wie sich Inhalte und Motive bei Veränderungen des Lebensumfeldes ebenfalls ändern oder gar „aussterben“. Im Folgenden wird vor allem die Rolle der Erzähler und des Erzählaktes an sich fokussiert.

Im Mittelpunkt des Beitrages von Sabine Wienker-Piepho steht die insbesondere in slawischen Märchen vorkommende Hexe Baba Jaga. Im Gegensatz zu den eher einheitlich böse dargestellten Hexenfiguren in den Sagen Mitteleuropas ist die Baba Jaga eine ambivalente Märchenfigur, sie ist sowohl wohlwollende Helferin als auch böse und hinterhältig. Zahlreiche Bilder illustrieren den an Textbeispielen reichen Beitrag, wobei allerdings die Bildkontexte etwas in den Hintergrund treten, wenn z.B. Gemälde von de Goya in Vergleich zu Märchen- oder Kinderbuchillustrationen gesetzt werden. Auch exkurshafte Vergleiche mit den aus dem Volksglauben überlieferten abergläubischen Vorstellungen erscheinen aus dem gleichen Grund unpassend (s. z.B. S. 61).

An den Varianten des Eglémärchens weist Yvonne Luven schlüssig dessen identitätsstiftende Wirkung nach. Grundmotiv des Märchens ist die Heirat einer jungen Frau mit einem verzauberten Bräutigam, der sich seiner Braut bzw. Frau in verschiedenen Tiergestalten zeigt. Auffällig ist, dass in den baltischen Variationen der Bräutigam vor allem in Schlangengestalt auftritt. Luven weist auf die besondere Stellung der Schlange im baltischen Volksglauben hin, wodurch Volksglauben und „Volks“erzählungen ineinander verschlungen sind.

Hans-Jörg Uther widmet sich der ausführlichen Betrachtung von Riesen und Trolen. Eingangs geht Uther dem Bedeutungswandel vom zunächst eher neutral bzw. positiv konnotierten Begriff Monstrum – im Sinn der Bezeichnung des natürlichen / göttlichen Schöpfungswillens – zu negativen Deutungen, wie z.B. Ungeheuer oder Scheusal, nach. Dabei werden Textbeispiele und ihre Deutung mit zahlreichen Illustrationen belegt.

Wesentlich kleiner sind die von Marianneli Sorvakko-Spratte in den Blick genommenen Figuren, die sowohl im Volksglauben als auch in den Märchen verankert sind, die Tonttu (= Wichtelmännchen). Sorvakko-Sprattees besonderes Interesse gilt den Wichtelmännchen, die „Kulturstätten“ schützen, wie z.B. Haus, Hof und Scheune.

Gundula Hubrich-Messow schließt sich mit der Deutung von Helden und ihren Gegenspielern an. Dabei verfolgt sie schwerpunktmäßig am Beispiel des Ritter Rot bzw. Roth (es kommen weitere Namensvarianten vor), dass die Figur bis auf die Artusepik zurückzuführen ist.

Spätestens mit den in Harry Potter vertretenen Hauselfen haben die nicht immer freundlich gesonnenen Elfen ein Massenpublikum begeistert. Karen Seago stellt po-

puläre Elfendarstellungen im englischsprachigen Raum vor, wobei sie außerdem Verbindungslinien zum Ostseeraum nachweist. Eine enge Verbindung besteht zwischen Elfen und Feen, auch die Tradierungslinien verlaufen über die höfischen Romane sowie mündlichen Überlieferungen ähnlich.

Ebenfalls durch Harry Potter wurde eine neue Begeisterung für die Kunst des Zauberns ins Leben gerufen. Dieser Faszination geht Bea Lundt in historischer Perspektive, ausgehend von Merlin-Varianten, nach.

Hannelore Jeske stellt eingehender die Figur des Dummlings/Dummhans in schleswig-holsteinischen Märchen vor. Der Name lässt schon erahnen, dass der Dummling in der für die Märchen notwendigen „Drei-Brüder-Konstellation“ zunächst die letzte Position einnimmt, allerdings im Verlauf der Erzählung seine beiden Brüder überflügelt. Interessant ist die Feststellung, dass der Dummhans – nach Lundts eingehender Betrachtung der Charaktermerkmale der Figur – weder dümmer noch klüger ist als seine Brüder, aber aufgrund u.a. seiner Uneigennützigkeit, Großzügigkeit das „Rennen macht“ und damit wirtschaftlichen und sozialen Aufstieg erlangt.

Die fast zum Standardrepertoire der Märchen gehörigen Prinzessinnen und Prinzen stellt Helga Bleckwenn in den Fokus ihres Beitrages. Zwar sind bezüglich der Stoff- und Motivgeschichte die Traditionswege allgemein rekonstruiert. Wie problematisch jedoch eine Übertragung auf spezielle Ausgestaltungen ist, wird u.a. am Beispiel der Rätselprinzessin entwickelt. Hinweise für einen Bezug zur literarischen Vorlage „Turandot“ gibt es zwar, doch Belege für die Übernahme sind bisher nicht eindeutig nachgewiesen.

Siegfried Neumanns detailreicher Blick auf die Königsgestalten in den Kinder- und Hausmärchen weist diesen vor allem nichts Gutes nach. Erstaunlich das Fazit: Es handle sich eigentlich nicht um Regenten, sondern – anhand zahlreicher Beispiele – schlüssig und unterhaltsam nachgewiesen, um die hauptsächlich bürgerliche Vorstellung eines Familienoberhauptes, was auf die Gewährsleute aus dem Bürgertum zurückzuführen ist. Erzähler aus dem vierten Stand dagegen wandeln die Geschichten ihren Erfahrungen gemäß ab.

Welche Problematiken die Zuordnung von Märchentypen zu einer Region bereiten, stellt Jurjen van der Kooi am Beispiel des Friesischen vor. Ausgehend von der wechselhaften Geschichte und den daraus folgenden Unsicherheiten ist zu beobachten, dass sich in verschiedenen friesischen Regionen kulturelle Eigenheiten und die jeweiligen Sprachvarianten nicht gegen niederdeutsche und niederländische Einflüsse behaupten konnten, weshalb die im Friesischen gesammelten Märchentypen nicht ganz so zahlreich scheinen wie beispielsweise in den Niederlanden oder in Schleswig-Holstein.

Anhand ausgewählter Beispiele verfolgt van der Kooi die als typisch friesisch aufzeichneten Märchen und belegt wiederum, dass diese auf ältere Erzählungen zurückgehen, aber geprägt durch Alltagserfahrungen bzw. bestimmte regionale Besonderheiten in diesem Rahmen variiert wurden.

Der Aufsatzband schließt mit einem im Vergleich zu den übrigen Beiträgen eher essayistischen Aufsatz über Hans Christian Andersen von Heinrich Detering.

Mit der Veröffentlichung der Beiträge der Flensburger Ringvorlesung liegt ein ausgesprochen anregender, inhaltlich abwechslungsreicher Band zur Märchenforschung vor. Allerdings erschließt sich – im Hinblick auf die schon im Titel angekündigte regionale „Eingrenzung“ – die Aufnahme einzelner Beiträge nicht, zumal wenn es sich nicht um übergeordnete Zuordnungen wie bei den einführenden Aufsätzen handelt, sondern um ausgesprochene Spezialfragen, wie z.B. die Interpretationen zur Baba Jaga. Dennoch ist der Aufsatzband als Überblick und in den aktuellen Forschungsstand einfürend uneingeschränkt zu empfehlen.

Sandra Scherreiks

Carsten Fleischhauer/Guntram Turkowski: Was vom Lande übrig blieb. Eine untergegangene Epoche – fotografiert von Arnold Lühning. Heide (Boyens Buchverlag) 2011, 160 S., 127 s/w Fotografien.

Das vorliegende Buch ist dem Andenken Prof. Dr. Arnold Lühnings (1923-2002) gewidmet. Es präsentiert ausgewählte Architekturfotografien, die zum größten Teil im Jahr 2011 in einer Sonderausstellung des Volkskunde Museums Schleswig gezeigt wurden und aus einer Sammlung von über 45.000 Fotos stammen, die Arnold Lühning zwischen 1958 und 1988 im Rahmen seiner volkswissenschaftlichen Landesaufnahme am Schleswig-Holsteinischen Landesmuseum Schloss Gottorf zusammengetragen hat. Ziel der Landesaufnahme war es, die letzten Reste der vorindustriellen landwirtschaftlichen und handwerklichen Sachkultur in Schleswig-Holstein sicherzustellen und zu dokumentieren. Zu den überlieferten Objekten, vorwiegend aus dem ländlichen und kleinstädtischen Bereich, gehörte dabei neben den in mehreren Tausend Exemplaren gesammelten Arbeits- und Haushaltsgegenständen auch die einschlägige Profanarchitektur: Bauernhäuser, Katen, Ställe, Scheunen, ländliche Gastwirtschaften, kleinstädtische Bürgerhäuser. Gebäude wie in einem Freilichtmuseum zu sammeln, was Arnold Lühning sicher gern getan hätte, gehörte jedoch nicht zu seinen dienstlichen Aufgaben, und so musste er sich damit begnügen, sie zu fotografieren.

Arnold Lühning ist vor allem als „Museumsmann“, wie er sich oft selbst bezeichnet hat, Wissenschaftler und überaus profunder Kenner der schleswig-holsteinischen Volks- und Alltagskultur in lebhafter Erinnerung geblieben, auch als Dokumentarfilmer, aber nicht unbedingt als Fotograf. Dennoch bildete das Fotografieren der Objekte vor Ort für ihn einen selbstverständlichen Bestandteil seiner volkskundlich-museologischen Arbeit, und so ist im Lauf der Jahre ein heute kaum noch überschaubarer Fundus an Fotos zusammengekommen. Carsten Fleischhauer und Guntram Turkowski, die jetzigen Leiter des Volkskunde Museums Schleswig, das auf den volkskundlichen Sammlungen Arnold Lühnings basiert, haben im Jahr 2010 damit begonnen, diesen Bestand genauer zu erfassen, um ihn einer besseren Nutzung zuzuführen, zum Beispiel für Ausstellungen und Publikationen. Bislang konnte das Material nämlich nur eingeschränkt verwendet werden, weil es unzureichend erschlossen war.

Die hier ausgewählten Abbildungen zeigen hauptsächlich typische Gebäude und spezielle Details der traditionellen ländlichen und kleinstädtischen Baukultur Schleswig-Holsteins sowie ihren Verfall und Verlust. Menschen erscheinen auf den Fotos eher beiläufig, auch Alltagssituationen, wie zum Beispiel Arbeitsvorgänge, sind selten abgebildet. Etwa 100 der über 120 Fotografien stammen aus dem dörflichen, der Rest aus dem kleinstädtischen Umfeld, rund zwei Drittel von ihnen wurden in den Jahren von 1958 bis 1962 aufgenommen. Dass die Fotos erst in der zweiten Hälfte des 20. Jahrhunderts entstanden sind, ist nicht in jedem Fall sofort zu erkennen. Manche – zum Beispiel S. 62/63 – ähneln durchaus den Aufnahmen des zu seiner Zeit weithin bekannten Heimatforschers und Fotografen Theodor Möller, die aber eben größtenteils einige Jahrzehnte älter sind. Vielleicht ist Arnold Lühnings „Fotoblick“ von Möllers Veröffentlichungen inspiriert gewesen?

Insgesamt ist die Auswahl und Zusammenstellung der Abbildungen, die unter den Kapitelüberschriften „Intakt“, „Umbau“, „Verfall“ und „Abbruch“ erfolgt, sehr gut gelungen. Kleinere Missverständnisse, zum Beispiel S. 134/135, wo keine Kate, sondern ein wohl zu einer Kate gehörendes Nebengebäude zu sehen ist, fallen nicht so sehr ins Gewicht, denn die beiden Bearbeiter Carsten Fleischhauer und Guntram Turkowski liefern nicht nur einen sehr lohnenswerten Einblick in die Lühningsche Fotosammlung, sondern erläutern in ihrem einführenden Text (S. 7-25) auch die Geschichte der volkskundlichen Arbeit am Schleswig-Holsteinischen Landesmuseum, soweit sie mit der Person Arnold Lühning im Zusammenhang stand. Solch ein kurzgefasster Überblick hat bisher gefehlt. Im Übrigen ist der Text flüssig und ohne fachsprachliche Verirrungen für ein breites Publikum geschrieben, wobei die Abfolge der Fotos ohnehin eine kurzweilige Lektüre garantiert. Allen, die sich für die ländliche Baukultur in Schleswig-

Holstein und ihren Wandel interessieren, sei dieses Buch sehr empfohlen.

Nils Hansen

Christa Geckeler (Hg.): Erinnerungen an Kiel zur Kaiserzeit 1871-1918 (= Sonderveröffentlichungen der Gesellschaft für Kieler Stadtgeschichte, Bd. 65). Husum (Husum Druck- und Verlagsgesellschaft) 2011, 256 S.

In über 50 zumeist kurzen Beiträgen zu 10 relevanten Kieler Themen aus der Zeit von 1871 bis 1918, illustriert durch zahlreiche historische Abbildungen, ist hier ein buntes, facettenreiches Bild vom Leben in Kiel zu einem Zeitpunkt des radikalen Wandels entstanden. Die vielen autobiografischen Erinnerungen stammen von sehr unterschiedlichen Menschen verschiedener sozialer Schichten wie W.G., dessen Name und Lebensumstände unbekannt sind, oder Clementine, von der man heute nur noch weiß, dass sie um 1900 lebte und Journalistin war, bis hin zu Schriftstellerinnen wie Eva Gräfin Baudissin und Vicki Baum oder dem Schauspieler Hans Söhnker. Jedes Thema wird kurz und prägnant von der Herausgeberin, der Historikerin Christa Geckeler, eingeleitet, so dass die Dokumente in ihren historischen Kontext eingebettet werden.

Die politische Entscheidung für Kiel als Reichskriegshafen ist der Beginn einer vollkommen neuen Entwicklung der Stadt. Auszüge aus Verwaltungsberichten dokumentieren die Anfänge des neuen Kiels. Marine und Werften bestimmen fortan die Entwicklung der Stadt und das Leben vieler ihrer Bewohner.

Die Auswirkungen dieser tiefgreifenden Veränderung auf die Stadt und ihre Umgebung waren von Neuerungen geprägt, die sich nicht nur in einem neuen Rathaus, sondern auch in problematischen Wohnverhältnissen und gesundheitlichen Gefahren manifestierten. Sie prägten die Kindheit und Jugend in der Dänischen Straße und an der Schwentinemündung und die, heute kaum noch vorstellbaren, Anforderungen an die jungen Menschen während ihrer Lehrzeit und in ihren ersten Anstellungen.

Bekenntnisse zur Sozialdemokratie und den Gewerkschaften erforderten Anfang des 20. Jahrhunderts, als in Kiel mehr als 70% der Erwerbstätigen der Arbeiterschaft angehörten, Mut, denn sie bargen das Risiko, den Arbeitsplatz zu verlieren. Die Gründung der Sportvereine um die Jahrhundertwende spiegelt die gesellschaftlichen Verhältnisse wider: Auf der einen Seite entstand der Arbeitersportverein „Vorwärts“, auf der anderen der „Kaiserliche Yacht-Club“ und, nicht zu vergessen, der 1902 von Schülern der Oberrealschule 1 an der Waitzstraße gegründete Fußballverein „Holstein“.

Um 1900 hatte das einst kleine Kiel bereits mit 100.000 Einwohnern Großstadt-

status erreicht; zu Beginn des 20. Jahrhunderts verdoppelte sich die Einwohnerzahl innerhalb von nur 14 Jahren – die Werften und die Kriegsmarine benötigten eine Vielzahl von Arbeitskräften. Die Zahl der Studenten an der Kieler Universität hatte sich von 620 im Jahr 1891 auf 2600 im Jahr 1914 mehr als vervierfacht, dennoch spielten sie in der Stadt der Marine und der Arbeiter keine große Rolle; die Professoren fielen in der gesellschaftlichen Achtung hinter die Marineoffiziere zurück.

Die neue Zeit brachte Musik und Theater nach Kiel, die neue Kunsthalle wurde gebaut und dem niederdeutschen Dichter Klaus Groth ein Denkmal gesetzt.

Ein weiteres – im wahrsten Sinne des Wortes – einschneidendes Ereignis für die Stadt und ihre Bewohner war der Bau des Nord-Ostsee-Kanals einschließlich seiner vier Tage langen Einweihungsfeier im Juni 1895 und den Kanalfesten.

Auch die Kieler Woche ist ein Kind dieser Zeit: Die erste Regatta fand im Juli 1882 statt, der Name kam erstmals 1894 in der Presse auf. Nach den Meldungen von dem Mord in Sarajewo wurde die laufende Kieler Woche abgebrochen. Die Erinnerungen an den Ersten Weltkrieg: die anfängliche Begeisterung und die späteren Entbehrungen wie Hunger, Elend oder Notabitur bilden den Schlusspunkt dieser Sammlung von Berichten, die sehr illustrativ ganz unterschiedliche historische Aspekte einer aufregenden Zeit der Kieler Stadtgeschichte präsentiert. Insbesondere die subjektiven Alltagsbegebenheiten, wie etwa die Schilderung von Wohn- und Arbeitssituationen oder die Auswirkungen politischer Ereignisse auf den Lebensalltag machen den besonderen Reiz dieser Sammlung aus.

Stefanie Janssen

Thomas Schürmann/Moritz Geuther/Lioba Thaut (Hg.): Alt und Jung. Vom Älterwerden in Geschichte und Zukunft (= Arbeit und Leben, Bd. 13). Ehestorf (Förderverein des Freilichtmuseums am Kiekeberg) 2011, 404 S., zahlr. farb. und s/w Abb.

„Alt und grau“ oder „Je oller, je doller“? Alt werden und alt sein in verschiedenen Gesellschaften und zu verschiedenen Zeiten hat zahlreiche Facetten. Viele davon sind Thema der Ausstellung „Alt und jung“, die vom Ausstellungsverbund „Arbeit und Leben“ konzipiert wurde. Die Wanderausstellung hat das Freilichtmuseum am Kiekeberg bereits verlassen und ist bis Januar 2013 in der Domäne Dahlem in Berlin zu sehen. Weitere Stationen werden das Schleswig-Holsteinische Freilichtmuseum und das Freilichtmuseum Hessenpark sein.

In dem umfangreichen Begleitband beleuchten 24 Autoren und Autorinnen unter-

schiedlicher Profession (Volkskunde, Geschichte, Psychologie, Industriedesign, Gerontologie, Pädagogik) das Thema vielschichtig und informativ.

Eine Ausstellung begleitende Publikation zielt in erster Linie auf Besucher- und Leser/-innen ohne ausgeprägte Fachkenntnisse. Die sprachliche Gestaltung der Texte berücksichtigt diesen Sachverhalt auf angenehme und anerkennenswerte Weise. Die in einer Aufsatzsammlung kaum vermeidbare Redundanz kann unter dem Zielgruppenaspekt auch positiv bewertet werden. In vielen Beiträgen wird gängigen Vorstellungen und Vorurteilen von „Alter“ entgegengearbeitet und mit „Alter“ als kulturelle Konstruktion argumentiert. Da können Wiederholungen aus verschiedenen Perspektiven zum Verständnis beitragen. Auch bei der überwiegend illustrativen Verwendung des Bildmaterials sind inhaltliche Doppelungen zu beobachten, so bei den Abbildungen der „Lebensstufen“-Darstellungen. Diese entstammen jedoch verschiedenen Quellen und damit ist einer der Gründe benannt, die das Buch für wissenschaftliche Zwecke ergiebig machen. Es stellt eine Fundgrube für visuelle Quellen zum Themenkomplex „Alter“ dar: von 1514 (Dürers „Bildnis der Mutter“) bis 2010 (Schaufenster eines Sanitätsfachgeschäftes). Den einzigen analytischen Umgang mit Bildmaterial bietet ein Aufsatz über die Darstellung von Alter in der Werbung. Ihm folgt in optimal ergänzender Weise eine Abhandlung über Produktdesign. Wie dieses Textarrangement wurden auch die anderen Beiträge in schlüssiger und Verständnis fördernder Folge zusammengestellt und fünf zentralen Themenbereichen zugeordnet: „Arbeit und Altersvorsorge“, „Wohnen und Pflege“, „Sichtweisen auf das Alter“, „Freiheiten und Geschlechterrollen“ und „Spiel und aktives Alter“.

In jeder Gruppe finden sich historische wie aktuelle Zugänge auch zu den klassischen volkskundlichen Themen wie „Brauchwesen“ in Form von Karneval oder „populäre Literatur“ in Form von Ratgebern. Mit ihrem vielfältigen statistischen Datenmaterial, auf Dokumenten gestützten Beschreibungen historischer oder gegenwärtiger Zustände und Erklärungen sozialpolitischer Strategien liefern die Beiträge umfangreiche Informationen zum Thema „Alter(n)“ in unserer Gesellschaft. Analytische Ansätze werden jedoch kaum ausgearbeitet. Auch verengt die Opposition „jung“ und „alt“ die meisten Auseinandersetzungen mit kulturell konstruierten Altersbildern auf physische und psychologische Unterschiede und Trennlinien und durch sie bestimmte (Konflikt beladene) Begegnungen zwischen den Generationen. Gender- oder schichtspezifische Aspekte werden nur am Rande thematisiert. So ist z.B. nicht explizit zu erfahren, ob und in welcher Weise Frauen und Männer das Älterwerden und Altsein unterschiedlich erleben.

Der Titel des Buches erlaubt auch die Erwartung, Beiträge zu finden zu der Frage,

wie junge Menschen mit dem eigenen „Älterwerden“ umgehen oder wie das „Älterwerden“ von Kindern und Jugendlichen gesellschaftlich gestaltet wird. Das Umschlagbild mit den Playmobilfiguren unterstützt diese Erwartung. Aber das Wort „alt“ ist immerhin relativ größer gestaltet als „jung“ und dieser kleine Unterschied spiegelt den Inhalt.

Es wird u.a. die Frage gestellt, wann „Altern“ und „Alter“ beginnt – mit der Geburt oder mit der Rente? Die Herausgeber haben sich offensichtlich dafür entschieden, das „Älterwerden“ nicht mit der Geburt, sondern in einer erklärmaßen nicht bestimm- baren und doch bestimmten Lebensphase „um die 50“ beginnen zu lassen. In den Auf- sätzen wird ausschließlich das „Älterwerden“ „älterer“ Menschen im Verhältnis zum jüngeren Teil der Gesellschaft diskutiert:

Wie haben sich Vorstellungen vom Altwerden und Altsein in unserer und in anderen Kulturen verändert? Wie gestaltete sich der Alltag alter und pflegebedürftiger Men- schen unter der Ideologie der Nationalsozialisten und was geschah mit ihnen im Krieg? In welchem Verhältnis standen „Alter“ und „Armut“? Was heißt „alt sein“ in der heu- tigen Gesellschaft, in der Individualisierung und Pluralisierung der Lebensstile auch vor dem Alter nicht Halt machen? Wann und wie geraten die ökonomisch umworbenen „Best-Ager“ in den öffentlichen Blick und wann die durch Pflegebedürftigkeit öko- nomisch belastenden Alten? Welche Strategien verwendeten die Menschen früher und wie gestalten die heute lebenden Generationen das Älterwerden? Miteinander oder ge- gegeneinander? Die Analyse der statistischen Daten zum demographischen Wandel lässt fünf Entwicklungstendenzen für unsere Gesellschaft annehmen: Hochaltrigkeit, Ent- beruflichung (Ausscheiden aus dem Berufsleben vor dem Rentenanspruch), Singula- risierung, Feminisierung und weitere Pluralisierung der Lebensstile. Ist Altern unter diesen Umständen eine Bedrohung – für das Individuum und/oder für die Gesellschaft?

Die versammelten Beiträge wollen weder bedrohliche noch erklärende Vorstel- lungen vom Alter bedienen oder evozieren. Vor den Leser/-innen werden vielfältige kulturelle Aspekte des Älterwerdens in Vergangenheit und Gegenwart ausgebreitet, die je für sich und in ihrer Gesamtheit versuchen, im Ergebnis offen zu bleiben und Risiken wie Chancen der alternden Gesellschaft gleichermaßen zu benennen.

Als Begleitbuch zur Ausstellung ist das Buch zu groß, zu schwer und zu unhand- lich. Gleichwohl unterstützt das Textlayout die Informationsfunktion, indem Stichworte als Marginalien die Navigation durch das Buch erleichtern. Einige der Stichworte ma- chen beim „Daumenblättern“ neugierig, z.B. wenn man über Begriffe wie „Gewalt als Lösung“ oder „Immanuel Kants Verfall“ oder „Ältester Online-Spieler“ stolpert.

Karen Heide